

CARMILLA

SHERIDAN LE FANU

EDITION ZULU-EBOOKS.COM



Prolog

Auf ein Blatt Papier, welches dem folgenden Bericht beigegeben war, hat Dr. Hesselius eine ziemlich ausführliche Anmerkung geschrieben und ihr einen Hinweis auf seine Abhandlung über das merkwürdige Problem, das im Manuskript beleuchtet wird, hinzugefügt.

In der erwähnten Schrift behandelt er jenes geheimnisvolle Thema mit der ihm eigenen Gelehrsamkeit und Geistesschärfe, und zudem bemerkenswert unumwunden und präzise. Die Abhandlung wird übrigens nur einen Band der gesammelten Werke dieses außergewöhnlichen Mannes ausmachen.

Wenn ich, allein um das Interesse der "Laien" zu wecken, den betreffenden Fall hier veröffentliche, so will ich der klugen Berichterstatteerin in nichts vorgreifen. Aus dem gleichen Grunde habe ich mich nach reiflicher Überlegung dazu entschlossen, von einer Zusammenfassung der Argumente des gelehrten Doktors abzusehen und auch keinen Auszug aus seiner Stellungnahme zu einem Thema beizufügen, das, wie er schreibt, "auf nicht unwahrscheinliche Weise an einige der tiefsten Geheimnisse der beiden Bereiche unserer Existenz und der dazwischenliegenden Stufen rührt".

Als ich die folgenden Aufzeichnungen entdeckte, war ich begierig, den Briefwechsel fortzusetzen, den Dr. Hesselius vor vielen Jahren mit einer so gescheiterten und umsichtigen Person, wie seine Informantin es gewesen sein muß, begonnen hatte. Aber zu meinem großen Bedauern erfuhr ich, daß sie inzwischen verstorben ist.

Wahrscheinlich hätte aber auch sie dem Bericht wenig hinzufügen können, den sie - soweit ich beurteilen kann, mit größter Gewissenhaftigkeit - auf den folgenden Seiten erstattet hat.

I - Frühes Entsetzen

Obwohl wir keineswegs hohe Herrschaften sind, bewohnen wir ein Schloß in der Steiermark. In diesem Teil der Welt reicht ein bescheidenes Einkommen weit. Acht- oder neunhundert Pfund jährlich wirken hier Wunder. Zu Hause hätte man uns wohl kaum zu den Begüterten gezählt. (Mein Vater ist Engländer, und ich trage einen englischen Namen, obgleich ich England nie gesehen habe.) Hier jedoch, in dieser einsamen, primitiven Gegend, könnte man selbst mit unbegrenzten finanziellen Mitteln nicht bequemer, ja luxuriöser leben als wir es tun.

Mein Vater war in österreichischen Diensten. Nach seiner Pensionierung griff er auf sein väterliches Erbteil zurück und erwarb diesen Adelssitz samt dem dazugehörigen kleinen Landgut zu einem äußerst günstigen Preis.

Nichts kann malerischer und einsamer sein als unser Schloß. Es steht mitten im Wald auf einer leichten Anhöhe. Der schmale, ausgetretene Weg führt an der Zugbrücke vorbei, die, so lange ich hier gelebt habe, niemals hochgezogen worden ist, und verläuft entlang dem Burggraben, in dem Karpfen gezüchtet werden und auf dessen Wasserspiegel viele Schwäne zwischen den weißen Flottillen der Wasserlilien ihre Bahn ziehen.

Darüber erhebt sich das Schloß mit seinen vielen Fenstern, seinen Türmen und seiner gotischen Kapelle.

Vom Portal aus blickt man auf eine sehr idyllische Waldlichtung. Rechter Hand spannt sich eine steile, gotische Brücke über einen Fluß, der sich in tiefem Schatten durch den Forst windet. Ich habe diesen Ort sehr einsam genannt. Beurteilen Sie selbst, ob ich recht habe. Vom Eingang der Halle aus gesehen, erstreckt sich der Wald, in dem unser Schloß steht, fünfzehn Meilen nach rechts und zwölf nach links. Das nächste bewohnte Dorf liegt ungefähr sieben englische Meilen gen Osten, das nächste bewohnte Schloß von historischem Interesse ist das des alten Generals Spielsdorf, das in entgegengesetzter Richtung fast zwanzig Meilen entfernt liegt.

Ich habe absichtlich vom nächsten bewohnten Dorf gesprochen, denn nur drei Meilen westlich, also in derselben Richtung wie General Spielsdorf Schloß, steht ein verfallenes Dorf mit einer kleinen altertümlichen Kirche, die kein Dach mehr hat und in deren Seitenschiff die Gräber der stolzen Karnsteins zerbröckeln, einer ausgestorbenen Familie, einst Eigentümer des heute ebenfalls verödeten Schlosses, das, von dichtem Wald umgeben, die stummen Ruinen des Dorfes überragt.

Eine Erklärung dafür, warum dieser eindrucksvolle, melancholisch stimmende Ort von seinen Bewohnern verlassen wurde, findet sich in einer alten Geschichte, die ich Ihnen später erzählen werde.

Jetzt muß ich Sie mit dem sehr kleinen Kreis von Menschen bekanntmachen, der in unserem Schloß lebt. Ich nehme die Dienerschaft und die in den anliegenden Gebäuden wohnenden Angestellten aus. Hören und staunen Sie! Da ist mein Vater, der gütigste Mensch auf der Welt, aber ein alternder Mann, und da bin ich. Zu der Zeit, von der ich berichten will, war ich erst neunzehn. Seitdem sind acht Jahre vergangen. Wir beide waren die einzigen Familienmitglieder. Meine Mutter, eine Steiermärkerin, starb, als ich noch ganz klein war, doch ich hatte eine gutmütige Gouvernante, die mich seit meiner frühen Kindheit betreute. Ihr dickliches, wohlwollendes Gesicht war mir von jeher vertraut: Madame Perrodon, aus Bern gebürtig, ersetzte mir mit ihrer Fürsorglichkeit und ihrem guten Herzen wenigstens zum Teil die Liebe

meiner Mutter, die ich zu früh verloren hatte, um mich ihrer erinnern zu können. Madame also war die Dritte in unserer kleinen Tischrunde. Und die Vierte war Mademoiselle De Lafontaine, die sie vermutlich als Hauslehrerin bezeichnen würden. Sie sprach Französisch und Deutsch, Madame Perrodon Französisch und gebrochen Englisch, während mein Vater und ich, teils um das Englische nicht ganz und gar zu vergessen, teils aber auch aus patriotischen Gründen, uns täglich in dieser Sprache unterhielten. Die Folge war eine babylonische Sprachverwirrung, über die fremde Besucher sich amüsierten und die ich in diesem Bericht nicht wiedergeben will. Hier und da waren zwei oder drei uns befreundete junge Damen, etwa in meinem Alter, bei uns zu Gast, und gelegentlich erwiderte ich ihren Besuch.

Das also war mein täglicher Umgang. Aber natürlich sprachen bisweilen auch Nachbarn bei uns vor, die fünfzehn bis zwanzig Meilen entfernt wohnten. Trotzdem, das können Sie mir glauben, war mein Leben recht einsam.

Meine Gouvernanten hatten mich nur so weit in der Hand, wie es eben möglich ist, wenn ehrwürdige Damen es mit einem ziemlich verzogenen jungen Mädchen zu tun haben, dessen Vater ihm fast immer seinen Willen läßt.

Das erste Ereignis meines Lebens, das mir einen furchtbaren Schrecken einjagte und mir nie mehr aus dem Gedächtnis geschwunden ist, zählt zu den frühesten Vorfällen, deren ich mich überhaupt entsinnen kann. Manch einem mag es zu unbedeutend erscheinen, um in diesen Bericht aufgenommen zu werden; doch Sie werden allmählich verstehen, warum ich es erwähne. Das Kinderzimmer, das so genannt wurde, obwohl ich es allein bewohnte, war ein großer Raum im oberen Stockwerk des Schlosses, unmittelbar unter dem steilen eichenen Dachgebälk. Ich war kaum älter als sechs Jahre, als ich eines Nachts aufwachte, mich vom Bett aus im Zimmer umsah, weder die Kinderfrau noch das ihr zugeteilte Hausmädchen entdeckte und glaubte, ich sei allein. Ich fürchtete mich nicht, denn ich war eines jener glücklichen Kinder, denen man absichtlich keine Geistergeschichten, Märchen oder Sagen erzählt, und die daher den Kopf nicht unter die Bettdecke stecken, wenn plötzlich die Tür knarrt oder im Flackern einer niedergebrannten Kerze der Schatten des Bettpfostens an der Wand tanzt; ganz nahe am Kopfkissen. Aber ich war ärgerlich und beleidigt, denn ich fühlte mich vernachlässigt; ich begann zu wimmern und war nahe daran, in heftiges Geschrei auszubrechen. Da erblickte ich zu meiner Überraschung ein ernstes, aber sehr liebreizendes Gesicht, das mich vom Rand des Bettes her ansah. Es war das Gesicht einer jungen Dame, die neben mir kniete und die Hände unter die Bettdecke geschoben hatte. Ich betrachtete sie mit fast freudigem Staunen und hörte auf zu schluchzen. Sie streichelte mich zärtlich, legte sich neben mich aufs Bett und zog mich lächelnd an sich. Sofort fühlte ich mich wunderbar beruhigt und schlief wieder ein. Doch plötzlich schreckte ich hoch: mir war, als seien zwei Nadeln tief in meine Brust gedrungen. Ich stieß einen lauten Schrei aus. Die Dame richtete sich rasch auf, starrte mich an, ließ sich zu Boden gleiten und schlüpfte, wie mir schien, unters Bett.



Jetzt erst packte mich die Angst, und ich schrie so laut ich konnte. Kinderfrau, Mädchen, Haushälterin - alle stürzten ins Zimmer, hörten sich meine Geschichte an, versuchten, sie mir auszureden und mich zu beruhigen. Aber ich bemerkte, wenngleich ich noch ein Kind war, daß ihre Gesichter blaß wurden und einen seltsam ängstlichen Ausdruck annahmen, und ich sah, wie sie unters Bett schauten, sich im Zimmer umblickten, unter die Tische lugten und die Schränke öffneten. Ich hörte, wie die Haushälterin der Kinderfrau zuflüsterte: "Spüren Sie diese Vertiefung im Bett? Hier hat jemand gelegen, so wahr mir Gott helfe! Die Stelle ist noch warm." Ich weiß noch, wie das Hausmädchen mich streichelte, wie alle drei meinen Oberkörper besahen, dort, wo ich die Stiche gespürt hatte, und dann erklärten, es sei nicht das Geringste zu entdecken.

Die Haushälterin und die beiden fürs Kinderzimmer verantwortlichen Mädchen wachten bis zum Morgen bei mir. Und von jenem Tag bis zu meinem vierzehnten Lebensjahr verbrachte stets eine Bedienstete die Nacht in meinem Zimmer.

Nach diesem Vorfall war ich lange Zeit sehr nervös. Man holte einen Arzt, einen blassen ältlichen Mann. Wie gut ich mich an sein langes, melancholisches, leicht pockennarbiges Gesicht erinnern kann! Eine Zeitlang erschien er jeden zweiten Tag und gab mir eine Medizin ein, die ich natürlich verabscheute.

Am Morgen nach der nächtlichen Erscheinung hatte mich das Entsetzen so gepackt, daß ich es nicht ertrug, auch nur einen Augenblick alleingelassen zu werden - obwohl doch heller Tag war. Ich entsinne mich, daß mein Vater heraufkam, munter plaudernd an meinem Bett stand, ein paar Fragen an die Kinderfrau richtete, über eine ihrer Antworten herzlich lachte, meine Schulter tätschelte, mich küßte und mir zuredete, keine Angst zu haben - es sei alles nur ein Traum gewesen, der mir nichts anhaben könne.

Ich aber empfand keinen Trost, denn ich wußte, daß der Besuch der fremden Dame kein Traum gewesen war. Ich hatte furchtbare Angst.

Es half auch nicht viel, daß das Hausmädchen mir versicherte, es habe in der Nacht nach mir gesehen und sich zu mir aufs Bett gelegt. Offenbar hätte ich im Halbschlaf ihr Gesicht nicht erkannt. Obwohl die Kinderfrau das alles bestätigte, gab ich mich mit dieser Erklärung nicht zufrieden.

Ich weiß noch, daß am selben Tag ein ehrwürdiger alter Mann in schwarzer Soutane von der Kinderfrau und dem Mädchen ins Zimmer geführt wurde, sich kurz mit beiden unterhielt und sich dann freundlich an mich wandte. Er hatte ein mildes, gütiges Gesicht. Er sagte, er wolle jetzt mit uns beten, ergriff meine Hände, legte sie zusammen und bat mich, leise vor mich hin zu sagen: "O Herr, erhöre alle, die für uns bitten, um Jesu willen." Ich glaube, das waren genau die Worte, denn ich habe sie in Gedanken oft wiederholt, und meine Kinderfrau achtete jahrelang darauf, daß ich sie meinen Gebeten zufügte.

Ich kann mich lebhaft an das nachdenkliche, milde Gesicht jenes weißhaarigen alten Mannes erinnern, der in seiner schwarzen Soutane in dem strengen, hohen, braunen Raum mit dem schwerfälligen Mobiliar im Stil der Zeit vor dreihundert Jahren stand, einem Raum, dessen Dürsterkeit nur spärlich von dem durch das kleine vergitterte Fenster dringenden Licht erhellt wurde. Er und die drei Frauen lagen auf den Knien, und er betete - sehr lange, wie mir schien - mit ernster, bebender Stimme. Alles, was ich vor diesem Tag erlebt hatte, habe ich vergessen, und auch, was in der darauffolgenden Zeit geschah, ist versunken. Die Szenen aber, die ich gerade geschildert habe, sehe ich klar und deutlich vor mir, wie die unzusammenhängenden Bilder einer aus dem Dunkel aufsteigenden Phantasmagorie.

II - Ein Gast

Was ich Ihnen jetzt berichten werde, ist so seltsam, daß Sie es nur glauben werden, wenn Sie meiner Wahrhaftigkeit voll vertrauen. Meine Geschichte ist wahr, mehr noch, ich habe sie selbst erlebt.

Es war ein milder Sommerabend, und mein Vater forderte mich wieder einmal zu einem Spaziergang in der herrlichen Waldlichtung auf, die, wie ich bereits erwähnt habe, direkt vor dem Schloßtor beginnt.

"General Spielsdorf kann nun doch nicht so bald zu uns kommen, wie ich gehofft hatte", sagte mein Vater, während wir dahinschritten.

Der General hatte geplant, uns für einige Wochen zu besuchen, und wir hatten ihn bereits am folgenden Tag erwartet. Er wollte eine junge Dame mitbringen, Fräulein Rheinfeldt, seine Nichte und zugleich sein Mündel. Ich kannte sie nicht, hatte aber gehört, sie sei ein reizendes Mädchen, und hatte mich auf viele schöne Tage in ihrer Gesellschaft gefreut. Ich war tiefer enttäuscht, als eine in der Stadt oder in einer belebten ländlichen Gegend wohnende junge Dame sich vorstellen kann. Seit vielen Wochen hatte ich mir diesen Besuch und die neue Bekanntschaft in meinen Tagträumen ausgemalt.

"Wann wird er denn kommen?" fragte ich.

"Nicht vor dem Herbst. In zwei Monaten wahrscheinlich", erwiderte mein Vater. "Und ich bin jetzt sehr froh, daß du Fräulein Rheinfeldt nie kennengelernt hast."

"Warum?" fragte ich betroffen und neugierig zugleich.

"Weil die arme junge Dame tot ist. Ich vergaß beinahe, daß ich es dir noch nicht erzählt habe, aber du warst nicht im Zimmer, als ich heute abend den Brief des Generals erhielt."

Ich war entsetzt. General Spielsdorf hatte in seinem ersten Brief, vor sechs oder sieben Wochen, zwar erwähnt, daß sie sich nicht wohlfühle, aber nichts hatte auf die geringste Gefahr gedeutet.

"Hier ist der Brief des Generals", sagte mein Vater und gab mir das Schreiben. "Ich fürchte, er ist völlig verstört. Er muß den Brief in großer Verwirrung geschrieben haben."

Wir ließen uns unter herrlichen Linden auf einer klobigen Bank nieder. Am bewaldeten Horizont sahen wir die Sonne in melancholischer Pracht sinken, und im Fluß, der am Schloß vorbeifließt, von der bereits erwähnten alten, steilen Brücke überspannt wird und sich dann, fast zu unseren Füßen, zwischen zahlreichen prächtigen Baumgruppen hindurchschlängelt, spiegelte sich der verblassende Purpur des Abendhimmels. General Spielsdorfs Brief war so außergewöhnlich, so heftig und stellenweise so widerspruchsvoll, daß ich ihn zweimal las - das zweite Mal laut -, ihn aber auch dann noch unerklärlich fand, es sei denn, man unterstellte, daß der Kummer den Geist des Generals verwirrt hatte.

"Ich habe", so begann er, "meine geliebte Tochter verloren, denn als meine Tochter habe ich sie betrachtet. Während der letzten Krankheitstage meiner lieben Bertha war ich nicht fähig, Ihnen zu schreiben. Vorher hatte ich keine Ahnung, in welcher Gefahr sie schwebte. Ich habe sie verloren, und jetzt sollen Sie alles erfahren - zu spät! Sie starb in dem Frieden, den die Unschuld gewährt, und in der wunderbaren Hoffnung auf eine gesegnete Zukunft. Der Unhold, der unsere liebevolle Gastfreundschaft mißbraucht hat, ist an allem schuld. Ich glaubte, mein Haus der

Unschuld und Heiterkeit geöffnet und meiner dahingegangenen Bertha zu einer reizenden Gefährtin verholfen zu haben. Himmel! Was für ein Narr bin ich gewesen! Ich danke Gott, daß meine Tochter starb, ohne die Ursache ihrer Leiden zu kennen. Sie verschied, ohne zu ahnen, welcher Art ihre Krankheit war, ohne um die verfluchte Leidenschaft jenes Wesens zu wissen, das für unser ganzes Elend verantwortlich ist. Ich werde den Rest meines Lebens damit verbringen, ein Ungeheuer aufzuspüren und zu vernichten. Ich habe erfahren, daß mein gerechtes und barmherziges Unterfangen nicht aussichtslos ist. Gegenwärtig jedoch ist kaum ein Lichtstrahl zu entdecken, der mir den rechten Weg weisen könnte. Ich verfluche meine überhebliche Ungläubigkeit, mein verabscheuungswürdig überlegenes Gehabe, meine Blindheit, meine Verbohrtheit - alles - zu spät. Ich kann jetzt weder vernünftig schreiben noch klar denken. Ich bin verwirrt. Sobald ich mich etwas erholt habe, werde ich Nachforschungen anstellen, die mich möglicherweise bis nach Wien führen werden. Irgendwann im Herbst, in zwei Monaten, oder, falls ich dann noch lebe, auch früher, werde ich sie aufsuchen - vorausgesetzt, daß es Ihnen genehm ist. Dann werde ich Ihnen alles erzählen, was ich jetzt nicht dem Papier anzuvertrauen wage. Leben Sie wohl. Beten Sie für mich, lieber Freund."

Mit diesen Worten schloß das seltsame Schreiben. Obwohl ich Bertha Rheinfeldt nie begegnet war, trieb mir die unerwartete Nachricht die Tränen in die Augen. Ich war bestürzt und gleichzeitig zutiefst enttäuscht.

Die Sonne war untergegangen, und Dämmerlicht umgab uns, als ich meinem Vater den Brief des Generals zurückgab.

Es war ein milder, klarer Abend. Wir gingen langsam nach Hause, über die Bedeutung der wilden, unzusammenhängenden Sätze nachsinnend, die ich soeben gelesen hatte. Wir mußten eine Meile zurücklegen, bis wir den Weg vor dem Schloß erreichten. Inzwischen glänzte der Mond am Himmel. An der Zugbrücke sahen wir Madame Perrodon und Mademoiselle De Lafontaine stehen, die ohne Kopfbedeckung ins Freie gekommen waren, um den herrlichen Mondschein zu genießen.

Während wir uns der Zugbrücke näherten, hörten wir die beiden angeregt plaudern. Wir gesellten uns zu ihnen und bewunderten gemeinsam das schöne Panorama.

Die Lichtung, die wir gerade durchquert hatten, lag vor uns. Zu unserer Linken wand sich der schmale Weg zwischen einzelnen majestätischen Baumgruppen hindurch und verlor sich im Waldesdickicht. Zu unserer Linken führte dieser Weg über die steile, malerische Brücke, in deren Nähe ein verfallener Turm stand, von dem aus früher der Paß bewacht wurde. Und hinter dieser Brücke erhob sich schroff ein bewaldeter Berg mit efeubewachsenen Felsen.

Über die Talwiesen stahlen sich dünne Nebelschwaden und hüllten alles in einen zarten Schleier. Hier und da konnte man den Fluß im Mondlicht schimmern sehen.

Es war ein unvergleichlich friedvoller, beglückender Anblick. Er stimmte mich, da ich noch unter dem Eindruck jenes Briefes stand, zwar recht melancholisch, doch der ruhigen Heiterkeit und dem fast unwirklichen Zauber dieser Szenerie konnte auch ich mich nicht entziehen. Zusammen mit meinem Vater, den das Malerische stets entzückt hat, sah ich schweigend in die nächtliche Landschaft hinaus. Hinter uns unterhielten sich die beiden Erzieherinnen über das Panorama und ergingen sich in Betrachtungen über den Mond.

Madame Perrodon, beleibt, in mittleren Jahren und romantisch veranlagt, gab poetische Ergüsse und Seufzer von sich, Mademoiselle De Lafontaine - die echte Tochter eines Deutschen, der, wie es hieß, in der Psychologie und Metaphysik bewandert und selbst so etwas wie ein Mystiker war -

erklärte, daß der Mondschein von solcher Intensität spirituellen Vorgängen bekanntlich ungemein förderlich sei. Die Auswirkungen eines derart gleißenden Vollmondes seien vielfältig. Er beeinflusse Träume ebenso wie mondsüchtige und nervöse Menschen, und stehe in wunderbarem Zusammenhang mit dem Leben auf der Erde. Mademoiselle erzählte, ihr Cousin, Matrose auf einem Handelsschiff, sei in einer Nacht wie dieser auf Deck eingeschlafen, auf dem Rücken liegend, das Gesicht dem Mond zugekehrt, und habe geträumt, eine alte Frau habe sich in seine Wange verkrallt. Als er erwachte, sei sein Gesicht furchtbar verzerrt gewesen, und bis heute habe es sein Ebenmaß nicht ganz zurückgewonnen.

"Der Mond", sagte sie, "hat heute nacht starke odyllische und magnetische Kräfte. Sehen Sie nur, wie die Schloßfenster in seinem Silberglanz funkeln und blitzen! Ist es nicht, als hätten unsichtbare Hände die Zimmer für Gäste aus dem Elfenreich erleuchtet?"

Es gibt Augenblicke, in denen wir uns nicht aufrufen können, an einer Unterhaltung teilzunehmen, in denen jedoch die Gespräche anderer unserem trägen Geist wohlthun. So sah ich, während ich der angenehm plätschernden Konversation der Damen lauschte, stumm in die Nacht hinaus.

"Ich bin heute abend wieder einmal recht trübsinnig", sagte mein Vater nach langem Schweigen, und dann zitierte er Shakespeare, aus dessen Werken er uns vorzulesen pflegte. damit unser Englisch intakt blieb.

"Fürwahr, ich weiß nicht, was mich traurig macht: Ich bin es satt; ihr sagt, das seid ihr auch. Doch wie ich dran kam, wie mir's angeweht ..."

"Wie es weitergeht, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls habe ich das Gefühl, als läge großes Unheil in der Luft. Wahrscheinlich hat der traurige Brief des Generals etwas damit zu tun."

In diesem Augenblick vernahmen wir vom Weg her den ungewohnten Klang von Wagenrädern und Pferdehufen.

Er schien sich von der Anhöhe hinter der Brücke zu nähern, und tatsächlich konnten wir kurz darauf eine Equipage erkennen. Zuerst sprengten zwei Reiter über die Brücke, dann erschien eine von vier Pferden gezogene Karosse, der wiederum zwei Reiter folgten.

Das Gefährt war offenbar die Reisekutsche einer Persönlichkeit von Rang. Gebannt beobachteten wir das seltene Schauspiel. Wenige Augenblicke später wurde es noch dramatischer: Gerade als die Kutsche den höchsten Punkt der Brücke passiert hatte, scheute eines der Leitpferde, die anderen wurden von Panik ergriffen, schlugen ein paarmal wild aus, das ganze Gespann verfiel in Galopp, raste mit donnernden Hufen an den Vorreitern vorbei und wie ein Wirbelsturm auf uns zu. Aus der Kutsche drangen die gellenden, langgezogenen Schreie einer Frauenstimme und machten die Szene noch erregender.

Von Neugier und Entsetzen gepackt, liefen wir ein Stück vorwärts, mein Vater schweigend, wir anderen schreiend.

Das spannende Schauspiel fand ein jähes Ende. Kurz vor der Zugbrücke steht an der einen Seite des Weges eine herrliche Linde, an der anderen ein altes Steinkreuz. Als die rasenden Pferde dem Kreuz ausweichen wollten, gerieten die Wagenräder auf die knorrig aus dem Erdboden ragenden Wurzeln.

Ich ahnte, was nun geschehen würde. Um es nicht mit ansehen zu müssen, hielt ich mir die Augen zu und wandte mich ab. In diesem Moment hörte ich meine Begleiterinnen, die weitergelaufen waren, aufschreien.

Die Neugier bewog mich hinzusehen. Das Durcheinander war unbeschreiblich. Zwei Pferde waren gestürzt, die Kutsche war umgekippt, zwei Räder ragten in die Luft. Die Männer versuchten, die Pferde auszuschirren. Eine Dame von imposanter Statur und Haltung stand neben dem Gefährt, rang die Hände und führte immer wieder ihr Taschentuch an die Augen. Dann wurde die regungslose Gestalt eines jungen Mädchens aus der Kutsche gehoben. Mein guter alter Vater war bereits an der Seite der älteren Dame, hatte den Hut gezogen und bot ihr offenbar seine Hilfe und Gastfreundschaft an. Sie jedoch schien seine Worte nicht zu hören; sie hatte nur Augen für das schlanke Mädchen, das jetzt an der Uferböschung niedergelegt wurde. Ich ging langsam auf die Gruppe zu. Die junge Dame lebte, schien jedoch einen schweren Schock erlitten zu haben. Mein Vater, der sich für einen halben Arzt hielt, fühlte gerade ihren Puls und versicherte der anderen Dame, die sich als die Mutter des Mädchens ausgab, er könne ihn spüren, wenn auch schwach und unregelmäßig. Daraufhin faltete sie die Hände und blickte, wie von Dankbarkeit überwältigt, gen Himmel. Aber sofort verfiel sie wieder in jene theatralische Attitüde, die meiner Meinung nach bestimmten Menschen angeboren ist.

Für ihr Alter war sie eine gutaussehende Frau und früher dürfte sie sogar hübsch gewesen sein. Sie war hochgewachsen, aber nicht hager, trug schwarzen Samt, sah ziemlich blaß aus und hatte stolze, herrische Züge, die jetzt allerdings Erregung verrieten.

"War jemals ein Mensch so vom Unglück verfolgt wie ich?" sagte sie und rang die Hände. "Ich befinde mich auf einer Reise, bei der es um Leben und Tod geht. Eine einzige Stunde verlieren heißt vielleicht alles verlieren. Wann meine Tochter wohl gesund genug sein wird, um die Fahrt fortzusetzen, ist ungewiß. Ich muß sie zurücklassen, denn ich kann und darf nicht säumen. Können Sie, mein Herr, mir sagen, wie weit es bis zum nächsten Dorf ist? Ich muß sie dort unterbringen, und dann werde ich meinen Liebling drei Monate lang nicht sehen, ja, nicht einmal von ihm hören."

Ich zupfte meinen Vater am Rock und flüsterte ihm aufgeregt zu: "Papa, frag' doch, ob wir sie hierbehalten dürfen - es wäre herrlich! Bitte, frag' sie doch!"

"Falls Madame ihr Kind der Pflege meiner Tochter und ihrer Gouvernante, Madame Perrodon, anvertrauen und erlauben wollten, daß die junge Dame bis zu Madames Rückkehr Gast unseres Hauses, unter meiner Obhut, ist, würden wir uns geehrt fühlen und ihr die Fürsorge angedeihen lassen, die einem so teuren Schützling zusteht."

"Dem kann ich unmöglich zustimmen, mein Herr, denn das hieße, Ihre Güte und Ritterlichkeit schamlos ausnutzen", erwiderte die Dame verwirrt.

"Ganz im Gegenteil! Sie würden uns damit einen großen Gefallen erweisen, und zwar gerade in einem Augenblick, da wir seiner dringend bedürfen. Meine Tochter ist heute bitter enttäuscht worden; ein grausames Mißgeschick hat sie um einen Gast gebracht, auf dessen Besuch sie sich seit langem gefreut hat. Es wird ihr ein großer Trost sein, wenn Sie uns die junge Dame anvertrauen. Das nächste Dorf auf Ihrer Route ist weit entfernt und hat kein Gasthaus, in dem Sie Ihre Tochter einquartieren könnten. Ihr jetzt eine längere Fahrt zuzumuten, wäre gefährlich. Wenn Sie sich wirklich keine Unterbrechung leisten können, müssen Sie sich noch heute nacht von ihr trennen, und nirgends wird ihr eine liebevollere Pflege zuteil werden als bei uns."

Das Auftreten und die Erscheinung der Dame hatte etwas so Distinguiertes, ja Achtungsgebietendes, daß man, selbst wenn man die vornehme Equipage nicht gesehen hätte, sicher gewesen wäre, eine Persönlichkeit von Rang und Namen vor sich zu haben.

Inzwischen stand die Kutsche wieder auf den Rädern, die Pferde hatten sich beruhigt und waren

wieder angeschirrt.

Die Dame warf ihrer Tochter einen Blick zu, der mir nicht ganz so liebevoll vorkam, wie es nach dem Vorausgegangenen zu erwarten gewesen wäre. Dann winkte sie meinen Vater zu sich und redete ernst und bestimmt auf ihn ein - ganz anders als zuvor.

Ich war sehr erstaunt, daß mein Vater diese Wandlung nicht zu bemerken schien, aber auch unbeschreiblich neugierig, zu erfahren, was sie ihm so eilig zugeflüstert hatte.

Das Ganze dauerte zwei, höchstens drei Minuten, dann wandte sie sich ab und ging hinüber zu ihrer Tochter, die, von Madame Perrodon gestützt, noch immer auf der Erde lag. Die Dame kniete einen Augenblick bei ihr nieder und flüsterte ihr etwas zu, das Madame für einen kurzen Segenswunsch hielt. Dann küßte sie sie hastig, bestieg die Kutsche, die Wagentür wurde geschlossen, die Lakaien in ihren prächtigen Livreen sprangen hinten auf, die Vorreiter gaben den Pferden die Sporen, die Kutscher ließen die Peitschen knallen, die Pferde stampften, preschten los, als wollten sie sofort wieder in wilden Galopp fallen, und die Karosse jagte davon, gefolgt von den beiden Nachreitern.

--

III - Wir tauschen Erinnerungen aus

Wir sahen der Dame und ihrem Gefolge nach, bis sie im nebligen Wald verschwunden waren, und lauschten dem Klang der Hufe und Räder, bis er sich in der Nacht verlor.

Der einzige Beweis dafür, daß wir dieses Abenteuer nicht nur geträumt hatten, war die junge Dame, die in diesem Moment die Augen aufschlug. Ihr Gesicht war mir abgewandt, aber ich sah, wie sie den Kopf hob, offenbar um sich zu orientieren, und hörte sie mit sanfter, klagender Stimme fragen: "Wo ist Mama?"

Unsere treue Madame Perrodon beschwichtigte sie in liebevollem Ton.

Dann hörte ich das Mädchen fragen:

"Wo bin ich? Warum liege ich hier?" Und dann: "Wo ist die Kutsche? Und wo ist Matska?"

Madame beantwortete ihre Fragen, soweit sie ihr verständlich waren. Allmählich erinnerte sich die junge Dame des unglückseligen Vorfalles und zeigte sich erfreut darüber, daß weder die Insassen der Kutsche noch die Bediensteten verletzt waren. Als sie erfuhr, daß die Mutter sie bis zu ihrer Rückkehr in drei Monaten hier zurückgelassen hatte, begann sie zu weinen.

Ich wollte zu ihr gehen, um sie gemeinsam mit Madame Perrodon zu trösten, doch Mademoiselle De Lafontaine hielt mich zurück.

"Geh´ nicht hin! Sie darf jetzt nicht zuviel sprechen. Die geringste Erregung könnte ihr schaden." "Sobald sie ruhig im Bett liegt", dachte ich bei mir, "gehe ich hinauf und besuche sie."

Inzwischen hatte mein Vater einen Diener beauftragt, zum Arzt, der etwa sechs Meilen entfernt wohnte, zu reiten. Im Schloß wurde bereits ein Schlafzimmer für die junge Dame hergerichtet. Nun erhob sich die Fremde und ging, auf Madames Arm gestützt, langsam über die Zugbrücke und durchs Schloßtor. In der Halle standen Bedienstete bereit, um sie zu ihrem Zimmer zu begleiten.

Der Raum, den wir gewöhnlich als Salon benutzten, ist lang und hat vier Fenster, die auf den Burggraben, die Zugbrücke und die eingangs beschriebene Waldlichtung hinausgehen. Er ist mit alten, geschnitzten Eichenmöbeln - darunter einige schwere Schränke - ausgestattet; die Stühle sind mit rotem Utrechter Samt gepolstert, an den Wänden hängen Gobelins in schweren Goldrahmen, auf denen lebensgroße Figuren in wunderlichen, altmodischen Gewändern bei der Jagd, der Falknerei und verschiedenen Festlichkeiten zu sehen sind. Trotzdem ist dieses Zimmer nicht so prächtig, daß man sich darin nicht behaglich gefühlt hätte. Wir fanden uns dort gewöhnlich zum Tee ein. Mein Vater war nämlich patriotisch genug, um darauf zu bestehen, daß neben Kaffee und Schokolade auch das englische Nationalgetränk regelmäßig serviert wurde.

In jener Nacht also saßen wir dort zusammen und unterhielten uns über das soeben Erlebte. Auch Madame Perrodon und Mademoiselle De Lafontaine waren anwesend.

Die junge Fremde war sofort nach dem Zubettgehen in tiefen Schlaf gesunken, und die beiden Damen hatten eine Dienerin beauftragt, bei ihr zu wachen.

"Wie gefällt Ihnen unser Gast?" fragte ich Madame, als sie ins Zimmer trat. "Erzählen Sie mir alles, was Sie von ihr wissen!"

"Sie gefällt mir außergewöhnlich gut. Ich glaube, ein hübscheres Geschöpf habe ich noch nie

gesehen. Sie ist ungefähr in deinem Alter, und sie ist sehr lieb und nett."

"Sie ist ausgesprochen schön", warf Mademoiselle ein, die einen Blick ins Zimmer der Fremden geworfen hatte.

"Und sie hat eine so sanfte Stimme!" setzte Madame Perrodon hinzu.

"Haben Sie, als die Kutsche wieder aufgerichtet war, eine Frau bemerkt, die nicht ausgestiegen war und nur aus dem Fenster schaute?" fragte Mademoiselle.

Wir hatten sie nicht gesehen.

Nun berichtete sie von einer unheimlichen schwarzen Gestalt, die eine Art farbigen Turban getragen, die ganze Zeit aus dem Wagen gestarrt und den Damen höhnisch zugnickt und zugegrinst habe - mit glitzerndem Blick und wie vor Wut gefletschten Zähnen.

"Ist Ihnen aufgefallen, was für eine wüste Horde die Bediensteten waren?" fragte Madame.

"Ja", erwiderte mein Vater, der gerade eingetreten war, "häßlichere Galgenvögel sind mir noch nie über den Weg gelaufen. Ich hoffe nur, daß sie die arme Dame nicht im Wald ausrauben werden. Aber geschickt sind diese Schurken! Im Handumdrehen war alles wieder in Ordnung."

"Ich glaube fast, sie waren von der langen Reise erschöpft", sagte Madame. "Sie machten zwar einen verruchten Eindruck, aber ihre Gesichter waren auffallend hager und wirkten düster und verdrossen. Ich gebe zu, daß mich die Neugier quält. Aber sicher wird uns die junge Dame morgen, wenn sie sich einigermaßen erholt hat, alles erzählen."

"Das glaube ich nicht", sagte mein Vater, lächelte geheimnisvoll und nickte vor sich hin, als wüßte er etwas, das er uns nicht sagen wollte.

Nun brannte ich noch mehr darauf zu erfahren, wovon er und die Dame in Schwarz während der kurzen, ernstesten Unterhaltung vor ihrer Abfahrt gesprochen hatten.

Kaum war ich mit ihm allein, da bestürmte ich ihn auch schon mit Fragen. Er ließ sich nicht lange bitten.

"Ich sehe keinen besonderen Grund, warum ich es dir verheimlichen sollte. Sie äußerte Bedenken, uns mit der Pflege ihrer Tochter zu belasten, da diese von zarter Gesundheit und sehr nervös sei. Sie fügte von sich aus hinzu, daß das Mädchen allerdings weder an plötzlichen Anfällen noch an Wahnvorstellungen leide, also völlig normal sei."

"Höchst seltsam, so etwas zu sagen", warf ich ein. "Das war doch ganz unnötig."

"Nun, sie hat es jedenfalls gesagt", erwiderte er lachend, "und da du alles, was gesprochen wurde, wissen wolltest - und es war wenig genug -, habe ich auch das erwähnt. Außerdem sagte sie folgendes: 'Ich befinde mich auf einer langen, lebenswichtigen Reise' - sie betonte dieses Wort -, 'die eilig und geheim ist. In drei Monaten werde ich meine Tochter abholen, inzwischen aber wird sie mit keinem Wort erwähnen, wer wir sind, woher wir kommen und wohin wir reisen.' Mehr sagte sie nicht. Sie sprach übrigens akzentfreies Französisch. Nach dem Wort 'geheim' zögerte sie ein paar Sekunden und sah mich unbewegt an. Ich glaube, es ist ihr sehr ernst damit. Du hast ja gesehen, wie rasch sie davonfuhr. Ich hoffe nur, daß ich keine Dummheit gemacht habe, als ich die Verantwortung für die junge Dame übernahm."

Ich für meinen Teil war begeistert. Begierig, sie zu sehen und zu sprechen, wartete ich sehnsüchtig darauf, die Erlaubnis des Arztes zu erhalten. Wer in der Stadt lebt, kann sich nicht vorstellen, welch wichtiges Ereignis die Begegnung mit neuen Menschen in einer so einsamen

Gegend wie der unseren ist.

Der Arzt traf erst kurz vor ein Uhr nachts ein, aber zu Bett zu gehen und zu schlafen wäre mir ebenso unmöglich gewesen, wie zu Fuß die Kutsche einzuholen, in der die fürstliche Dame in schwarzem Samt davongefahren war.

Als der Arzt zu uns herunterkam, brachte er gute Nachrichten. Die Patientin hatte sich im Bett aufgesetzt, ihr Puls war regelmäßig, und sie fühlte sich offenbar wieder wohl. Sie war nicht verletzt und hatte den leichten Nervenschock gut überstanden. Falls ich sie besuchen wolle, habe er nichts dagegen einzuwenden. Und so ließ ich bei ihr anfragen, ob ich auf ein paar Minuten zu ihr kommen dürfe.

Das Dienstmädchen richtete mir kurz darauf aus, sie wünsche sich nichts sehnlicher als meinen Besuch.

Sie können sich vorstellen, wie rasch ich dieser Aufforderung nachkam!

Unser Gast lag in einem der prächtigsten Zimmer des Schlosses. Es war vielleicht etwas zu pompös. Dem Bett gegenüber hing ein düsterer Gobelin, der Kleopatra mit den Schlangen an der Brust zeigte, und auch die anderen Wände waren mit leicht verblaßten Darstellungen ernster klassischer Motive bedeckt. Aber das vergoldete Schnitzwerk und die satten Farben der übrigen Ausstattung machten den bedrückenden Eindruck der alten Gobelins mehr als wett.

Am Bett brannten Kerzen. Sie hatte sich aufgerichtet, den schönen, schlanken Körper umhüllte der weiche, seidene, blumenbestickte und mit gestepptem Seidenfutter ausgeschlagene Morgenrock, den die Mutter ihr, als sie draußen auf der Erde lag, über die Füße geworfen hatte. Was war es wohl, das mich, als ich ans Bett trat und gerade ein paar Begrüßungsworte sagen wollte, augenblicklich verstummen und ein paar Schritte zurückweichen ließ? Ich will es Ihnen sagen.

Ich blickte in jenes Gesicht, das mir einst, in der Kindheit, nachts erschienen war, das sich meinem Gedächtnis eingepägt und über das ich viele Jahre lang voller Entsetzen nachgegrübelt hatte, ohne daß die anderen es ahnten.

Es war hübsch, sogar schön, und es hatte einen Augenblick lang den gleichen melancholischen Ausdruck wie damals.

Doch im nächsten Moment wich dieser Ausdruck einem eigentümlich starren Lächeln des Wiedererkennens.

Eine volle Minute lang herrschte Schweigen, dann begann sie zu sprechen; ich war nicht fähig dazu.

"Wie wunderbar!" rief sie. "Vor zwölf Jahren ist mir ihr Gesicht im Traume erschienen, und seitdem hat es mich ständig verfolgt."

"Es ist wirklich wunderbar", erwiderte ich, mühsam den Schrecken überwindend, der mich sprachlos gemacht hatte. "Vor zwölf Jahren habe auch ich Sie gesehen, im Traume oder im Wachen. Ich konnte Ihr Gesicht nicht mehr vergessen. Stets habe ich es seitdem vor Augen gehabt."

Ihr Lächeln war sanft geworden. Was immer mich daran seltsam berührt hatte, war verschwunden. Jetzt wirkte es, im Verein mit ihren kleinen Grübchen, aufreizend und klug zugleich.

Ich fühlte mich beruhigt, besann mich meiner Gastgeberrolle, sagte ihr, wie sehr wir alle uns über

ihren unerwarteten Besuch freuten und daß ich darüber besonders glücklich sei. Während ich sprach, faßte ich nach ihrer Hand. Ich war ein wenig scheu, wie alle einsamen Menschen, diese Begegnung aber machte mich beredsam, ja kühn. Die Fremde drückte meine Hand, bedeckte sie mit der ihren, und ihre Augen strahlten, als sie mir einen Blick zuwarf, wieder lächelte und errötete.

Sie dankte liebenswürdig für meinen Willkommensgruß. Noch immer staunend setzte ich mich zu ihr.

"Ich muß Ihnen von meiner Vision erzählen", begann sie. "Es ist wirklich sehr seltsam, daß wir beide so lebhaft voneinander geträumt haben und jede die andere so gesehen hat, wie sie heute ist, obwohl wir damals noch Kinder waren. Ich war ungefähr sechs Jahre alt und erwachte in jener Nacht aus einem wirren, qualvollen Traum, fand mich in einem Raum, der nicht meinem Kinderzimmer glich, sondern mit rauhem, dunklem Holz verkleidet und mit Schränken, Betten, Stühlen und Bänken ausgestattet war. Die Betten schienen alle leer zu sein, so daß ich glaubte, außer mir sei niemand im Zimmer. Nachdem ich mich eine Zeitlang umgesehen und vor allem einen zweiarmigen eisernen Leuchter, den ich jederzeit wiedererkennen würde, bewundert hatte, kroch ich unter eins der Betten, um von dort aus zum Fenster zu gelangen. Als ich gerade wieder auftauchte, hörte ich jemanden weinen, und als ich, noch am Boden kniend, aufsaß, erblickte ich Sie, wie Sie leiben und leben! Ihr Anblick entzückte mich. Ich kletterte aufs Bett, schlang die Arme um Sie, und soviel ich weiß, schliefen wir gemeinsam ein. Ich wurde von einem Schrei geweckt. Sie saßen im Bett und schrien. Von Furcht gepackt, ließ ich mich auf den Boden gleiten und verlor anscheinend für einen Augenblick das Bewußtsein. Als ich zu mir kam, war ich wieder zu Hause im Kinderzimmer. Ihr Gesicht habe ich nie wieder vergessen können. Von einer bloßen Ähnlichkeit würde ich mich nicht narren lassen. Sie sind die Dame, die ich in jener Nacht sah."

Jetzt war es an mir, von der Erscheinung zu berichten, und ich tat es zum unverhüllten Staunen meiner neuen Bekannten.

"Ich weiß nicht, wer von uns beiden sich am meisten vor der anderen fürchten sollte", sagte sie lächelnd. "Wären Sie weniger hübsch, hätte ich sicher große Angst vor Ihnen, aber wenn ich Sie so ansehe und bedenke, wie jung wir beide sind, ist es mir, als kenne ich Sie seit zwölf Jahren und hätte bereits ein Recht auf Ihre Freundschaft. Jedenfalls scheint es, als sei es uns beiden von Kindheit an bestimmt gewesen, Freundinnen zu werden. Ich wüßte gern, ob Sie sich ebenso seltsam zu mir hingezogen fühlen, wie ich mich zu Ihnen. Ich habe niemals eine Freundin gehabt - ob ich wohl jetzt eine finden werde?" Sie seufzte und sah mich mit ihren schönen, dunklen Augen leidenschaftlich an.

Um die Wahrheit zu sagen: Ich war mir über meine Empfindungen und Gefühle für die schöne Fremde nicht im klaren. Ich fühlte mich zwar 'zu ihr hingezogen', wie sie es nannte, gleichzeitig aber war ich irgendwie abgestoßen. In diesem inneren Zwiespalt war jedoch die Anziehungskraft, die sie auf mich ausübte, mächtiger. Die Fremde interessierte mich, und es gelang ihr, mich zu erobern. Sie war so schön und hatte ein unbeschreiblich gewinnendes Wesen.

Als ich Zeichen der Ermattung und Erschöpfung an ihr wahrnahm, beeilte ich mich, ihr Gutenacht zu sagen.

"Der Arzt möchte", fügte ich hinzu, "daß heute nacht jemand bei Ihnen wacht. Eines unserer Mädchen hat sich bereit erklärt, eine tüchtige, ruhige Person, wie Sie sehen werden."

"Wie gütig von Ihnen, aber ich könnte nicht schlafen, wenn ein Diensthote anwesend wäre; ich

habe es nie gekonnt. Ich werde keine Hilfe brauchen. Und noch etwas - soll ich Ihnen diese Schwäche gestehen? -, ich lebe in ständiger Furcht vor Einbrechern. Unser Haus ist einmal ausgeraubt worden, und seitdem schließe ich immer meine Tür ab. Ich habe mich daran gewöhnt - und Sie machen einen so verständnisvollen Eindruck, daß Sie es mir sicher nicht verübeln werden. Wie ich sehe, steckt der Schlüssel im Türschloß."

Plötzlich, einen Augenblick lang, schlang sie die Arme um mich, drückte mich an sich und flüsterte mir zu: "Gute Nacht, Liebste, es fällt mir schwer, Sie gehen zu lassen, aber nun Gute Nacht! Morgen, wenn auch nicht zu früh, sehen wir uns wieder."

Mit einem Seufzer sank sie in die Kissen, ihre schönen Augen blickten mir zärtlich und schwermütig nach, und noch einmal murmelte sie: "Gute Nacht, liebste Freundin."

Junge Menschen verschenken ihre Sympathie, und sogar ihre Liebe, spontan. Ich fühlte mich geschmeichelt von der unverhüllten, wenn auch noch gänzlich unverdienten Zuneigung, die sie mir entgegenbrachte. Es gefiel mir, daß sie mir sofort Vertrauen schenkte. Sie schien entschlossen, mich zur Freundin zu gewinnen.

Am nächsten Tag sahen wir uns wieder. Ich war von meiner neuen Gefährtin entzückt - das heißt, ich war es in vieler Hinsicht.

Das Tageslicht beeinträchtigte ihr Aussehen nicht im mindesten; sie war zweifelsohne das schönste Geschöpf, das mir jemals begegnet war, und die unangenehme Erinnerung an meinen Kindheitstraum, die mich bei der ersten Wiederbegegnung beunruhigt hatte, quälte mich nicht länger.

Sie gestand mir, sie habe bei meinem ersten Eintreten einen ähnlichen Schrecken verspürt und die gleiche leichte Abneigung empfunden, die sich auch in meine Bewunderung für sie gemischt hatte. Jetzt lachten wir beide über unseren anfänglichen Schauer.

IV - Ihre Gewohnheiten. Ein kurzer Spaziergang

Ich habe bereits erwähnt, daß ich sie in vielerlei Hinsicht reizend fand. Manches an ihr gefiel mir allerdings nicht so gut.

Ich will zuerst ihr Äußeres beschreiben. Für eine junge Dame war sie ungewöhnlich groß. Sie war schlank und wunderbar graziös. Abgesehen davon, daß ihre Bewegungen etwas auffallend Träges hatten, verriet nichts an ihr, daß sie eine Rekonvaleszentin war. Sie hatte einen lebhaften, strahlenden Teint und ein schmales, wohlgeformtes Gesicht mit großen, dunklen, glänzenden Augen. Ihr Haar war herrlich. Nie habe ich üppigeres und längeres gesehen als das ihre, wenn sie es frei über die Schultern wallen ließ. Ich habe oft meine Hände darin vergraben und immer wieder freudig festgestellt, wie schwer es war. Es fühlte sich fein und weich an, und über dem dunklen, satten Braun lag ein Goldschimmer. Ich liebte es, während sie im Sessel lehnte, ihr Haar zu lösen und zu sehen, wie es schwer herabfloß. Ich teilte und flocht es, ich breitete es um sie und spielte damit. Himmel! Hätte ich doch damals alles gewußt!

Ich sagte vorhin, daß mir einiges an ihr nicht gefiel. Wie ich Ihnen erzählt habe, nahm mich ihre Zutraulichkeit gleich am ersten Abend für sie ein. Dann aber bemerkte ich, daß sie in allem, was sie selbst, ihre Mutter, ja überhaupt ihr ganzes bisheriges Leben und ihre weiteren Pläne betraf, äußerste Zurückhaltung übte. Vielleicht war ich unvernünftig, vielleicht täuschte ich mich. Sicher hätte ich die feierliche Verpflichtung, die die vornehme Dame in Schwarz meinem Vater auferlegt hatte, respektieren sollen. Aber die Neugier ist eine nimmermüde, bedenkenlose Leidenschaft, und kein Mädchen kann es geduldig ertragen, von einer Freundin im Ungewissen gelassen zu werden. Wem würde es schon schaden, wenn sie mir verriete, was mich so brennend interessierte? Setzte sie kein Vertrauen in mein Urteilsvermögen und meine Diskretion? Warum glaubte sie mir nicht, wenn ich ihr feierlich versprach, keinem Menschen ein Wort zu verraten?

Wenn sie sich lächelnd, melancholisch und hartnäckig weigerte, mich auch nur einen Schimmer der Wahrheit erhaschen zu lassen, glaubte ich eine Kälte zu spüren, die sich mit ihrer Jugend nicht vertrug.

Ich kann nicht behaupten, daß wir uns deswegen zankten. Sie zankte sich nie mit mir. Es war gewiß sehr unfair und unhöflich von mir, sie mit Fragen zu bedrängen, aber ich konnte einfach nicht anders. Ich hätte es lieber bleiben lassen sollen.

Was sie mir tatsächlich erzählte, schätzte ich, unvernünftig wie ich war, gering.

Es ließ sich in drei mageren Sätzen zusammenfassen: Sie hieß Carmilla. Ihre Familie war sehr alt und von Adel. Ihre Heimat lag irgendwo im Westen.

Sie wollte mir weder ihren Familiennamen noch ihr Wappen verraten, weder den Namen ihres Wohnsitzes noch ihr Heimatland. Denken Sie bitte nicht, daß ich sie unablässig mit meiner Neugier quälte. Ich wartete stets auf eine gute Gelegenheit und auch dann stellte ich eher beiläufige als drängende Fragen. Einige Male ging ich allerdings geradewegs auf mein Ziel los. Aber welche Taktik ich auch anwandte, Erfolg hatte ich nie. Weder mit Vorwürfen noch mit Zärtlichkeiten war ihr beizukommen. Und dennoch - wenn sie mir auswich, tat sie es mit soviel sanfter Schwermut und leisem Tadel, mit so vielen fast leidenschaftlichen Vertrauens- und Sympathiebekundungen und mit so vielen Versprechungen, mir eines Tages alles zu erzählen, daß ich es nicht übers Herz brachte, ihr lange zu grollen.

Oft schlang sie dann ihre schönen Arme um meinen Hals, zog mich an sich, legte ihre Wange an die meine und flüsterte, die heißen Lippen an mein Ohr gepreßt: "Liebste, ich weiß, du fühlst dich im Innersten verletzt. Halte mich nicht für grausam, wenn ich so handle, wie die Stärken und Schwächen meiner Natur es mir vorschreiben. Wenn dein sanftes Herz verwundet ist, blutet mein wildes Herz mit ihm. Meine tiefe Demütigung genießend, lebe ich in deinem warmen Leben, und du wirst in mein Leben hineinsterven - süß sterben. Ich kann nicht anders: So, wie ich dir heute nahe bin, wirst du eines Tages anderen nahe sein und die Wonne dieser Grausamkeit, die doch nichts als Liebe ist, kennenlernen. Versuche also vorläufig nicht mehr, etwas über mich und die Meinen zu erfahren, sondern vertraue mir mit der ganzen Kraft deiner Liebe."

Nach derart überschwenglichen Worten schlossen sich ihre bebenden Arme stets noch fester um mich, und ihre warmen Lippen küßten sanft die meinen.

Ihre Empfindungen waren mir ebenso unverständlich wie ihre Worte.

Ich gebe zu, daß ich mich diesen törichtem Umarmungen, zu denen es übrigens nicht so oft kam, gern entzogen hätte; aber mir fehlte die Kraft dazu. Ihr Flüstern klang mir wie ein Wiegenlied, lähmte meinen Widerstandswillen und versetzte mich in einen tranceähnlichen Zustand, aus dem ich erst erwachte, wenn sie ihre Arme sinken ließ.

In diesen unheimlichen Augenblicken mochte ich sie nicht. Ich empfand dann jedes Mal eine seltsame, stürmische Erregung, die zwar wohltuend war, in die sich aber sogleich ein vages Gefühl der Angst und des Ekels einschlich. Während solcher Szenen konnte ich keinen klaren Gedanken fassen, empfand aber eine an Anbetung grenzende Zuneigung und zugleich eine Art Abscheu. Ich weiß, das klingt paradox, aber anders kann ich diesen Zustand nicht beschreiben. Noch heute, nach so vielen Jahren, zittert mir die Hand beim Schreiben, lähmt mich die furchtbare Erinnerung an bestimmte Vorfälle und Situationen, die ich überstehen mußte, ohne ihre Bedeutung zu ahnen. Die wichtigsten Ereignisse meiner Geschichte jedoch sind mir klar und deutlich ins Gedächtnis eingegraben. Wahrscheinlich gibt es im Leben eines jeden Menschen Augenblicke, in denen wilde und schreckliche Leidenschaften ihn so überwältigt haben, daß er sich später jener Momente nur noch vage erinnert.

Manchmal nahm meine schöne, seltsame Gefährtin, wie aus langer Apathie erwachend, meine Hand, hielt sie fest und zärtlich umschlossen und drückte sie immer wieder. Dann blickte sie mich sanft errötend mit schmachttenden, brennenden Augen an und atmete so heftig, daß ihre Brust sich stürmisch hob und senkte. Es war, als säße mir ein von Glut verzehrter Liebhaber gegenüber. Mir war das peinlich. Ich fühlte mich gleichzeitig abgestoßen und überwältigt. Dann zog sie mich, mit triumphierendem Blick, an sich, ließ ihre heißen Lippen über meine wandern und flüsterte fast schluchzend: "Du gehörst mir, du wirst mir immer gehören, und du und ich sind eins für ewig." Dann ließ sie sich in den Sessel zurückfallen und verbarg ihre Augen hinter den zarten Händen, während ich zitternd und bebend neben ihr saß.

"Sind wir miteinander verwandt?" fragte ich sie oft. "Was meinst du, wenn du so mit mir sprichst? Vielleicht erinnere ich dich an jemanden, den du liebst? Aber laß' es bitte, ich hasse solche Szenen. Ich erkenne dich dann nicht wieder - ich kenne mich selbst nicht mehr, wenn du mich so ansiehst und mir solche Dinge sagst."

Meist entlockte ihr meine Heftigkeit einen Seufzer; dann ließ sie meine Hand los und wandte sich ab. Umsonst versuchte ich, eine einleuchtende Erklärung für diese ungewöhnlichen Gefühlsausbrüche zu finden, die sich weder als Affektiertheit noch als Scherz abtun ließen. Zweifellos brachen in solchen Augenblicken unterdrückte Instinkte und Sehnsüchte hervor. Litt sie, entgegen der Versicherung, die ihre Mutter unaufgefordert gegeben hatte, unter

vorübergehenden Wahnsinnsanfällen? Oder handelte es sich gar um eine romantische Verkleidungsaffäre? In alten Geschichten hatte ich von solchen Dingen gelesen. Hatte vielleicht ein kindischer Bewunderer, unterstützt von einer alten, schlaun Abenteurerin, den Weg in unser Haus gefunden, um mir in Frauenkleidern den Hof zu machen? Aber vieles sprach gegen diese Vermutung, so sehr sie auch meiner Eitelkeit schmeichelte.

Aufmerksamkeiten, wie man sie von galanten Herren erwarten darf, wurden mir von seiten Carmillas nicht selten zuteil. Solchem Gefühlsüberschwang folgten stets Tage, an denen nichts Besonderes geschah, und die sie entweder heiter oder in brütender Schwermut verbrachte. Wenn ich nicht bemerkt hätte, wie ihre düster glühenden Augen mich verfolgten, hätte ich manchmal glauben können, ich existierte gar nicht für sie. Abgesehen von den Momenten geheimnisvoller Erregung benahm sie sich ganz wie ein normales junges Mädchen, und auch ihre ständige Mattigkeit entsprach keineswegs dem Bild, das man sich von einem gesunden Mann macht.

Sie hatte einige seltsame Angewohnheiten. Jemand, der in der Stadt wohnt wie Sie, mag darüber freilich anders denken als wir auf dem Land. Sie kam immer erst sehr spät zu uns herunter, meist nicht vor ein Uhr mittags, trank eine Tasse Schokolade, aß aber nichts dazu. Dann machten wir gewöhnlich einen Spaziergang, einen sehr kurzen allerdings, da sie sofort müde wurde und entweder ins Schloß zurückkehrte oder sich auf einer Bank im Schatten niederließ. Ihre körperliche Ermattung wirkte sich aber nicht im geringsten auf ihren Geist aus. Stets unterhielt sie sich angeregt, stets zeigte sie eine wache Intelligenz.

Manchmal spielte sie kurz auf ihre Heimat an oder erwähnte ein Erlebnis, eine Einzelheit oder eine Kindheitserinnerung, die auf ein Volk mit seltsamen Gepflogenheiten schließen ließen, mit Sitten, die uns unbekannt waren. Ich entnahm diesen gelegentlichen Bemerkungen, daß ihr Heimatland viel ferner sein mußte, als ich anfangs vermutet hatte.

Als wir eines Nachmittags unter den Bäumen saßen, kam ein Leichenzug vorbei. Man trug ein junges, hübsches Mädchen zu Grabe, dem ich oft begegnet war: die Tochter eines Waldhüters. Der Arme ging gramebeugt hinter dem Sarg seines einzigen Kindes. Ihm folgten, ein Kirchenlied singend, die Bauern.

Ehrfurchtsvoll stand ich auf und stimmte in den traurigen Gesang ein.

Da gab mir meine Begleiterin einen recht unsanften Stoß. Überrascht sah ich sie an. "Hörst du nicht, wie entsetzlich falsch das klingt?" fragte sie schroff.

"Im Gegenteil, ich finde es schön und rührend", antwortete ich, verärgert über die Störung und peinlich berührt von dem Gedanken, die Leute im Leichenzug könnten die Szene beobachtet und übelgenommen haben.

Ich sang weiter, wurde aber sofort wieder unterbrochen. "Du ruinierst mein Trommelfell!" rief Carmilla ärgerlich und hielt sich mit ihren schlanken Fingern die Ohren zu. "Und weißt du denn überhaupt, ob du und ich dieselbe Religion haben? Dein Ritual verletzt mich, und außerdem hasse ich Beerdigungen. So ein Getue! Sterben muß schließlich jeder, und jeder wird dadurch glücklicher."

"Vater ist mit dem Pfarrer zum Friedhof gegangen. Ich dachte, du weißt, daß sie heute begraben wird."

"Wer ist sie? Ich verschwende meine Gedanken nicht an Bauern. Ich weiß nicht, wer sie ist", erwiderte Carmilla mit blitzenden Augen.

"Das arme Mädchen, das sich vor zwei Wochen eingebildet hatte, ein Gespenst zu sehen, und das

seitdem immer kränker wurde und gestern starb."

"Sprich bloß nicht von Gespenstern, sonst kann ich heute nacht nicht schlafen!"

"Hoffentlich ist keine Seuche im Anzug", fuhr ich fort. "Alles scheint darauf hinzudeuten. Die junge Frau des Schweinehirten ist vorige Woche gestorben. Sie behauptete, jemand habe sie nachts im Bett am Hals gepackt und fast erwürgt. Papa sagt, daß solche schrecklichen Träume bei bestimmten fiebrigen Erkrankungen auftreten. Sie war am Tag zuvor völlig gesund."

"Nun, ihr Begräbnis ist hoffentlich vorbei, und ihr Kirchenlied gesungen! Jedenfalls wird man unsere Ohren nicht noch einmal mit dergleichen Mißtönen und Kauderwelsch martern. Setz' dich zu mir, ganz nah! Halte meine Hand, ganz fest - fester, fester!"

Wir waren ein Stück zurückgegangen, und nun ließ sie sich auf einer anderen Bank nieder. Ihr Gesicht verwandelte sich in einer Weise, die mir Schrecken, einen Augenblick lang sogar Entsetzen einjagte. Es verdüsterte sich und wurde furchtbar fahl. Mit zusammengebißnen Zähnen, geballten Händen, gerunzelten Brauen und aufeinandergepreßten Lippen starrte sie zu Boden und zitterte dabei am ganzen Körper, als sei sie von heftigem Schüttelfrost befallen. Sie schien mit äußerster Anstrengung einen Anfall zu unterdrücken. Endlich, nach atemlosem Kampf, brach ein dumpfer, erschütternder Schmerzensschrei aus ihr hervor, und dann verebte ihre hysterische Erregung. "Siehst du, das kommt davon, wenn sie einem mit Kirchenliedern den Hals zuschnüren!" sagte sie schließlich. "Halt' mich fest, laß' mich nicht los! Es geht schon vorüber."

Es ging vorüber. Und dann, vielleicht um mich diese deprimierende Szene vergessen zu lassen, wurde sie ungewöhnlich lebhaft und gesprächig. So machten wir uns auf den Heimweg.

Es war das erste Mal, daß ich Zeichen jener Anfälligkeit an ihr entdeckte, von der ihre Mutter gesprochen hatte. Und es war das erste Mal, daß ich sie gereizt sah.

Beides verflüchtigte sich wie eine Wolke am Sommerhimmel. Nur noch ein einziges Mal erlebte ich, daß der Zorn für einen Augenblick mit ihr durchging. Ich will Ihnen davon berichten.

Als wir eines Tages im Salon an einem der hohen Fenster standen, kam von der Zugbrücke her ein Wanderer in den Schloßhof. Ich kannte ihn gut. Er kam meist zweimal im Jahr zu uns.

Er war bucklig und hatte ein hageres, scharfgeschnittenes Gesicht, wie man es oft bei mißgestalteten Menschen findet. Er trug einen schwarzen Spitzbart und lachte übers ganze Gesicht, wobei er ein wahres Raubtiergebiß zur Schau stellte. Sein Gewand war aus lederfarbenem, schwarzem und scharlachrotem Tuch, darüber trug er unzählige Riemen und Gurte, an denen die verschiedensten Gegenstände hingen. Auf den Rücken hatte er sich eine Laterna magica und zwei mir wohlbekannt Kästchen gepackt: das eine enthielt einen Salamander, das andere eine Alraune. Die beiden Ungeheuer brachten meinen Vater jedesmal zum Lachen. Sie bestanden aus getrockneten Teilen von Affen, Papageien, Eichhörchen, Fischen und Igel, die fein säuberlich zusammengenäht waren. Die Wirkung war erstaunlich. Der Bucklige hatte eine Fiedel, eine Schachtel mit Taschenspielerutensilien, zwei Florette und Fechtmasken am Gürtel hängen, um ihn herum baumelten mehrere geheimnisvolle Kästchen, und in der Hand hielt er einen schwarzen Stab mit Kupferbeschlägen. Ein dürrer, struppiger Hund folgte ihm auf den Fersen, blieb jedoch an der Zugbrücke plötzlich stehen, witterte mißtrauisch und begann dann jämmerlich zu jaulen.

Der Gaukler war mitten im Schloßhof stehengeblieben, hatte seinen komischen Hut gezogen, sich gravitatisch vor uns verneigt und uns in abscheulichem Französisch und nicht viel besserem

Deutsch seinen wortreichen Gruß entboten. Dann hob er die Fiedel, kratzte eine fröhliche Weise, sang dazu unbekümmert in der falschen Tonart und führte einen so drolligen Tanz auf, daß ich trotz des schrecklichen Hundegeheuls lachen mußte.

Den Hut in der Hand und die Fiedel unterm Arm kam er dann zu uns herüber, pries mit einem einzigen Wortschwall den ganzen Katalog seiner Künste an und erbot sich, uns alle möglichen Kuriositäten und Belustigungen vorzuführen.

"Wollen die hochwohlgeborenen Damen vielleicht ein Amulett zum Schutz gegen den Vampyr kaufen, der wie ein Wolf durch diese Wälder streifen soll?" fragte er und ließ seinen Hut aufs Pflaster fallen. "Ringsum sterben seine Opfer, ich aber habe ein Mittel, das nie versagt. Stecken Sie sich ein Amulett ans Kopfkissen und Sie können ihm ins Gesicht lachen!"

Seine Amulette bestanden aus Pergamentstreifen, die mit kabalistischen Zeichen bedeckt waren. Carmilla kaufte ihm sofort eines ab, und ich folgte ihrem Beispiel.

Er sah zu uns herauf, wir blickten amüsiert zu ihm hinunter. Ich jedenfalls hatte meinen Spaß an ihm. Während er uns mit seinen stechenden schwarzen Augen ansah, schien irgend etwas seine Neugier zu erregen.

Im Nu hatte er eine Lederrolle geöffnet, die mit seltsamen kleinen Stahlinstrumenten verschiedenster Art gefüllt war.

"Sehen Sie sich das an, mein Fräulein", sagte er zu mir. "Ich darf sagen, daß ich mich neben anderen weniger nützlichen Dingen auch auf die Kunst des Dentisten verstehe. Zum Teufel mit diesem Hund!" unterbrach er sich plötzlich. "Willst du wohl ruhig sein, du Kanaille! Er heult so, daß Euer Hochwohlgeboren kein Wort verstehen können. Ihre erlauchte Freundin, die junge Dame dort, hat äußerst scharfe Zähne, lang, dünn und spitz wie Pfriemen oder Nadeln." Er lachte. "Ich hab' scharfe Augen und kann's von hier aus deutlich erkennen. Sicher tut sie sich oft weh damit. Ich kann ihr helfen. Hier habe ich Feile, Meißel und Zange. Wenn die Dame gestattet, werde ich ihre Zähne hübsch zurechtfeilen. Eine junge schöne Dame darf doch keine Fischzähne haben, nicht wahr? O je! Ist mir die Dame böse? War ich zu aufdringlich? Habe ich sie gekränkt?"

Die junge Dame machte tatsächlich ein böses Gesicht, als sie rasch zurücktrat.

"Wie kann dieser Scharlatan es wagen, uns so zu beleidigen? Wo ist dein Vater? Ich werde ihn bitten, den Kerl zur Rede zu stellen. Mein Vater hätte diesen erbärmlichen Schuft an den Pumpenschwengel binden, auspeitschen und ihm unser Wappen bis auf die Knochen einbrennen lassen!"

Sie entfernte sich vom Fenster und setzte sich. Als ihr der Missetäter aus den Augen war, legte sich ihr Zorn ebenso rasch wie er aufgeflammt war. Allmählich fand sie ihre Haltung wieder und schien den kleinen Buckligen und seine Narretei vergessen zu haben.

An diesem Abend war mein Vater in gedrückter Stimmung. Schon beim Eintreten erzählte er uns, es habe sich wieder ein ähnlicher Fall ereignet wie die beiden, die vor kurzem tödlich ausgegangen waren. Die Schwester eines in seinen Diensten stehenden jungen Bauern, die nur eine Meile von uns entfernt wohnte, war sehr krank. Ihrer Schilderung nach war sie auf fast die gleiche Weise wie die anderen angefallen worden und nun siechte sie unaufhaltsam dahin. "Alle diese Fälle", erklärte mein Vater, "sind zweifellos auf natürliche Ursachen zurückzuführen. Diese bedauernswerten Menschen stecken einander mit ihrem Aberglauben an und bilden sich dann ein, von den gleichen schrecklichen Erscheinungen heimgesucht zu werden wie ihre Nachbarn."

"Aber das ist es ja gerade, was einem so entsetzliche Angst einjagt", sagte Carmilla.

"Wieso?" fragte mein Vater.

"Ich fürchte mich davor, mir eines Tages auch solche Dinge einzubilden. Ich glaube, das wäre ebenso furchtbar, wie wenn sie tatsächlich geschähen."

"Wir sind alle in Gottes Hand; nichts geschieht gegen seinen Willen, und für die, die Ihn lieben, wird alles zu einem guten Ende kommen. Er ist unser getreuer Schöpfer. Er hat uns alle gemacht und wird uns behüten."

"Schöpfer? Natur!" hielt die junge Dame meinem frommen Vater entgegen. "Und auch die Krankheit, die hier auftritt, ist eine natürliche Angelegenheit. Natur! Alles, was ist, kommt aus ihr - oder etwa nicht? Gehorchen nicht alle Dinge im Himmel, auf Erden und unter der Erde ihren Gesetzen? Ich bin überzeugt davon."

Nach längerem Schweigen sagte mein Vater: "Der Arzt hat sich für heute angemeldet. Ich will wissen, was er von der Sache hält und was er uns zu tun rät."

"Ärzte haben mir nie helfen können", bemerkte Carmilla.

"Dann bist du also krank gewesen?" fragte ich.

"Kränker als du jemals warst", antwortete sie.

"Ist das schon lange her?"

"Ja, sehr lange. Ich litt an genau der gleichen Krankheit, aber ich kann mich nur noch an meine Schmerzen und Schwächeanfälle erinnern, und die waren nicht so schlimm wie bei anderen Erkrankungen."

"Du mußt damals sehr jung gewesen sein."

"Das kann man wohl sagen. Aber sprechen wir nicht mehr davon. Du wirst doch einer Freundin nicht wehtun wollen?" Sie sah mir schmachtend in die Augen, legte mir zärtlich den Arm um die Taille und führte mich aus dem Zimmer. Mein Vater, der sich ans Fenster gesetzt hatte und mit einigen Schriftstücken beschäftigt war, blieb zurück.

"Warum macht dein Papa uns so gern Angst?" fragte Carmilla seufzend und leicht erschauernd.

"Aber Carmilla, das tut er doch gar nicht. Nichts läge ihm ferner."

"Fürchtest du dich, Liebste?"

"Ich würde mich sehr fürchten, wenn ich mich in der gleichen Gefahr wüßte wie diese armen Menschen."

"Fürchtest du dich vor dem Sterben?"

"Ja. Davor fürchtet sich doch jeder."

"Aber zu sterben wie zwei Liebende - miteinander sterben, um danach miteinander leben zu dürfen! Die Mädchen verbringen ihr Leben in dieser Welt wie Raupen, und erst wenn der Sommer kommt, werden sie Schmetterlinge. Vorher aber sind sie wie Maden und Larven, nicht wahr, mit den gleichen Gewohnheiten und Bedürfnissen und von der gleichen Beschaffenheit wie diese. Das schreibt Monsieur Buffon in seinem großen Buch - es steht drüben im Zimmer."

Später kam der Arzt und hatte eine vertrauliche Unterredung mit Papa. Er war ein sachkundiger Mann in den Sechzigern. Er puderte sich, und sein bartloses Gesicht war glatt wie ein Kürbis. Als

er zusammen mit Papa aus dem Zimmer trat, hörte ich diesen lachend sagen:

"Also wirklich, von einem so klugen Mann wie Sie es sind hätte ich das nicht erwartet. Was halten sie denn von geflügelten Pferden und Drachen?"

Der Arzt wiegte lächelnd den Kopf.

"Trotz allem", sagte er, "Leben und Tod sind geheimnisvolle Bereiche, und wir wissen wenig über die darin wirksamen Kräfte."

Dann gingen die beiden weiter, und ich konnte nichts mehr von ihrer Unterhaltung hören. Ich wußte damals nicht, wovon der Arzt gesprochen hatte, heute jedoch glaube ich es erraten zu können.

--

V - Eine wunderbare Ähnlichkeit

Am selben Abend fuhr der Sohn des Gemälderestaurators aus Graz, ein ernster, dunkelhaariger Mann, mit Pferd und Wagen bei uns vor. Er hatte zwei große Kisten geladen, in denen sich zahlreiche Bilder befanden. Graz lag dreißig Meilen von uns entfernt, und jedesmal, wenn ein Bote aus unserer kleinen Hauptstadt im Schloß eintraf, scharten wir uns in der Halle um ihn, um Neuigkeiten zu erfahren.

Die Ankunft dieses Mannes auf unserem abgelegenen Wohnsitz war ein aufregendes Ereignis. Die Kisten wurden in die Halle gestellt, und die Dienerschaft sorgte dafür, daß der Bote sein Abendessen bekam. Danach erschienen er und seine Helfer, ausgerüstet mit Hammer, Brecheisen und Schraubenzieher, in der Halle, wo auch wir uns eingefunden hatten, um beim Auspacken zuzusehen.

Carmilla saß gelangweilt da, während die restaurierten Bilder, meist Porträts, eins nach dem anderen herausgehoben wurden. Meine Mutter entstammte einer alten ungarischen Familie, und der größte Teil der Bilder, die jetzt wieder aufgehängt werden sollten, hatte einst ihr gehört. Mein Vater hielt eine Liste in der Hand und verlas während des Auspackens die Nummern der Bilder. Ob die Gemälde besonders gut waren, weiß ich nicht; jedenfalls waren sie sehr alt, und einige davon waren recht merkwürdig. Die meisten sah ich an jenem Abend gewissermaßen zum ersten Mal, denn durch den Rauch und Staub vieler Jahre waren sie vorher fast unkenntlich gewesen.

"Hier ist ein Bild, das ich noch nie richtig gesehen habe", sagte mein Vater. "Soviel ich bisher entziffern konnte, stehen in der oberen Ecke der Name 'Marcia Karnstein' und die Jahreszahl '1698'. Ich bin gespannt, wie es jetzt aussieht."

Ich konnte mich an das Bild erinnern. Es war klein, ungefähr eineinhalb Fuß hoch, fast quadratisch, ungerahmt und so nachgedunkelt, daß ich nie gewußt hatte, was es eigentlich darstellen sollte.

Der Restaurator zeigte es uns mit unverhohlenem Stolz. Es war sehr schön; es war verblüffend und es schien zu leben. Es war das Ebenbild Carmillas!

"Carmilla, Liebste, das ist wirklich ein Wunder! Das bist du, wie du leibst und lebst, das ist genau dein Lächeln. Man meint, dich im nächsten Augenblick sprechen zu hören. Papa, ist es nicht wunderschön? Sieh nur, sogar der kleine Leberfleck an ihrem Hals ist da!"

Lachend antwortete mein Vater: "Wirklich, eine wunderbare Ähnlichkeit!" Aber zu meiner Überraschung schien er wenig beeindruckt, wandte sich ab und unterhielt sich weiter mit dem Restaurator, der selbst so etwas wie ein Künstler war und sich fachmännisch über die Porträts und die anderen Gemälde äußerte, die er gerade aufgefrischt hatte. Ich dagegen staunte um so mehr, je länger ich das Bild betrachtete.

"Papa, darf ich es in meinem Zimmer aufhängen?" fragte ich.

"Gewiß, mein Kind", erwiderte er lächelnd. "Es freut mich, daß du es ihr so ähnlich findest. Wenn das wirklich der Fall ist, muß es noch hübscher sein als ich dachte."

Die junge Dame reagierte nicht auf sein Kompliment, sie schien es nicht einmal gehört zu haben. Sie saß zurückgelehnt im Sessel, hatte die schönen Augen unter den langen Wimpern nachdenklich auf mich gerichtet und lächelte verzückt.

"Jetzt kann man auch den Namen in der Ecke des Bildes deutlich erkennen. Er lautet nicht 'Marcia'. Es scheint übrigens eine Goldinschrift gewesen zu sein. Der Name ist 'Mircalla, Komteß Karnstein', darüber ist eine kleine Krone gemalt und darunter steht 'A. D. 1698'. Die Karnsteins waren unsere, das heißt Mamas Vorfahren."

"So?" sagte Carmilla gedehnt. "Sie waren, glaube ich, auch meine. Es liegt sehr lange zurück. Gibt es eigentlich heute noch Nachkommen dieses Namens?"

"Soviel mir bekannt ist nicht. Ich glaube, die Familie wurde vor langer Zeit in irgendwelchen Bürgerkriegen ausgerottet. Aber die Ruinen ihres Schlosses stehen noch, und zwar nur etwa drei Meilen von hier entfernt."

"Wie interessant!" erwiderte sie träge. "Sieh doch, welch herrlicher Mondschein!" Sie blickte zur Hallentür, die ein wenig offenstand. "Hättest du Lust, einen kleinen Rundgang im Schloßhof zu machen und zum Fluß hinunterzuschauen?"

"Es ist eine Nacht wie damals, als du zu uns kamst", sagte ich.

Sie seufzte und lächelte.

Dann erhob sie sich, legte den Arm um mich, und so traten wir ins Freie.

Langsam und schweigend gingen wir hinunter zur Zugbrücke und betrachteten die schöne Landschaft.

"Du hast also an die Nacht gedacht, in der ich zu euch kam?" fragte sie leise. "Bist du froh, daß ich hier bin?"

"Sehr froh, Carmilla."

"Und du willst das Bild, das mir deiner Meinung nach so ähnlich ist, in deinem Zimmer aufhängen?" flüsterte sie mit einem Seufzer, legte den Arm fester um mich und ließ den schönen Kopf an meine Schulter sinken.

"Wie romantisch du bist, Carmilla! Solltest du mir eines Tages deine Geschichte erzählen, dann werde ich sicher von einer großen Liebe zu hören bekommen."

Sie küßte mich schweigend.

"Carmilla, ich glaube bestimmt, daß du verliebt warst und daß auch jetzt, in diesem Moment, eines Liebesgeschichte im Spiel ist."

"Ich war noch niemals verliebt und werde mich auch nicht verlieben", flüsterte sie, "es sei denn in dich."

Wie schön sie im Mondlicht aussah!

Scheu und seltsam war ihr Blick, als sie ihr Gesicht hastig an meinem Hals, in meinem Haar verbarg, erregte Seufzer ausstieß, die fast wie Schluchzen klangen, und ihre zitternde Hand fest an meine preßte.

Ich fühlte ihre weiche Wange an meinem Gesicht glühen. "Mein Liebling", murmelte sie, "ich lebe in dir, und du würdest für mich sterben, so sehr liebe ich dich."

Ich zuckte zurück.

Sie starrte mich an mit Augen, aus denen alles Feuer, aller Ausdruck verschwunden war. Ihr Gesicht war bleich und teilnahmslos.

"Ist es kühl geworden, Liebste?" fragte sie benommen. "Ich fröstle fast. Habe ich geträumt? Laß uns hineingehen. Komm' rasch ins Haus!"

"Du siehst krank aus, Carmilla. Eine leichte Schwäche. Du mußt unbedingt einen Schluck Wein trinken."

"Ja, das will ich tun. Es geht mir schon etwas besser. In ein paar Minuten werde ich wieder ganz wohl sein. Ja, gib mir ein wenig Wein", sagte sie, während wir aufs Haus zingingen. "Laß uns noch einen Augenblick die Landschaft betrachten; es ist vielleicht das letzte mal, daß ich gemeinsam mit dir den Mondschein genieße."

"Wie fühlst du dich jetzt, Carmilla? Geht es dir wirklich besser?" fragte ich.

Ich begann mir Sorgen zu machen, ob sie vielleicht von der seltsamen Epidemie befallen war, die dem Vernehmen nach in unserer Gegend um sich griff.

"Papa wäre zutiefst bekümmert, wenn er glauben müßte, daß du uns über das geringste Unwohlsein nicht sofort Bescheid sagst. Wir haben einen vortrefflichen Arzt in der Nachbarschaft. Gerade heute war er bei Papa."

"Ich zweifle nicht an seinem Können. Ich weiß, wie gut ihr alle es mit mir meint, aber glaub' mir, meine Liebe, ich fühle mich wieder ganz wohl. Eigentlich fehlt mir nie etwas, nur manchmal überkommt mich eine leichte Schwäche. Man sagt, ich ermatte rasch. Ich bin Anstrengungen nicht gewachsen. Ich kann kaum so weit laufen wie ein dreijähriges Kind, und hier und da verläßt mich das bißchen Kraft, das ich habe, und dann ergeht es mir so, wie du es eben erlebt hast. Aber zum Glück dauert das nie lange, und ich bin sehr schnell wieder ganz ich selbst. Merkst du nicht, wie gut ich mich bereits erholt habe?"

Es ging ihr tatsächlich wieder gut. Wir unterhielten uns angeregt, sie war sehr lebhaft, und der Abend ging vorüber, ohne daß sie noch einmal in ihre Vernarrtheit, wie ich es nannte, verfallen wäre. Ich meine damit ihre wirren Worte und Blicke, die mir peinlich waren und mir sogar Angst machten.

In dieser Nacht ereignete sich ein Vorfall, der meine Gedanken in eine ganz andere Richtung lenkte, und selbst die sonst so träge Carmilla für kurze Zeit aufrüttelte.

VI - Ein höchst seltsames Leiden

Als wir uns im Salon zu Kaffee und Schokolade einfanden, schien Carmilla, obgleich sie nichts zu sich nahm, wieder ganz sie selbst zu sein. Madame und Mademoiselle gesellten sich zu uns und arrangierten ein Kartenspiel, in dessen Verlauf mein Vater eintrat, um, wie er zu sagen pflegte, "eine Schale Tee" zu trinken.

Als das Spiel beendet war, setzte er sich zu Carmilla aufs Sofa und fragte sie in leicht besorgtem Ton, ob sie seit ihrer Ankunft irgend eine Nachricht von ihrer Mutter erhalten habe. Sie verneinte.

Darauf fragte er, ob sie wisse, wo man ihre Mutter zur Zeit brieflich erreichen könnte.

"Das kann ich Ihnen nicht sagen", erwiderte sie zweideutig, "aber ich habe ohnehin daran gedacht, Ihr Haus zu verlassen. Sie haben mir schon allzuviel Gastfreundschaft und Güte erwiesen. Ich habe Ihnen unendlich viel Mühe bereitet, und ich möchte eine Kutsche bestellen und morgen meiner Mutter nachfahren. Ich weiß, wo ich sie schließlich finden werde, obwohl ich es Ihnen nicht zu sagen wage."

"Aber daran dürfen Sie nicht einmal im Traume denken!" rief mein Vater zu meiner großen Beruhigung. "Wir können Sie nicht einfach ziehen lassen. Ich werde Ihrer Abreise nicht zustimmen, es sei denn, Sie reisten in der Obhut Ihrer Mutter, die uns den Gefallen erwies, Sie bis zu ihrer Rückkehr bei uns zu lassen. Ich hätte es allerdings begrüßt, wenn Sie inzwischen von ihr gehört hätten, denn die Nachrichten über die mysteriöse Krankheit in unserer Gegend sind heute abend noch alarmierender als zuvor, und da ich mich nicht mit Ihrer Mutter beraten kann, lastet die Verantwortung, die ich für Sie trage, um so schwerer auf mir. Aber ich werde tun was ich kann. Eines allerdings steht fest: Sie dürfen uns ohne die ausdrückliche Anweisung Ihrer Mutter nicht verlassen. Die Trennung von Ihnen würde uns zu sehr schmerzen, als daß wir sie so leicht auf uns nähmen."

"Haben Sie tausend Dank für Ihre Gastfreundschaft", antwortete Carmilla mit scheuem Lächeln. "Sie sind alle so gut zu mir. Selten im Leben habe ich mich so glücklich gefühlt wie hier in Ihrem schönen Schloße, unter Ihrer Obhut und in der Gesellschaft Ihrer lieben Tochter."

Lächelnd und sichtlich erfreut über ihre artigen Worte küßte er ihr daraufhin altmodisch-galant die Hand.

Wie stets begleitete ich Carmilla auf ihr Zimmer und unterhielt mich mit ihr, während sie sich zum Schlafengehen fertigmachte.

"Glaubst Du eigentlich", fragte ich endlich, "daß du mir jemals alles anvertrauen wirst?"

Sie sah mich an, gab mir aber keine Antwort, sondern lächelte mir nur unbewegt zu.

"Du willst mir nicht antworten", sagte ich. "Du fühlst dich außerstande, meine Frage freundlich zu beantworten. Ich hätte sie gar nicht stellen sollen."

"Doch, du hast ein Recht darauf, und auf jede andere Frage auch. Du ahnst nicht, wie lieb ich dich habe, sonst wüßtest du nämlich, daß du unbegrenztes Vertrauen von mir erwarten darfst. Aber mich bindet ein Gelübde - keine Nonne hat jemals ein annähernd strenges ablegen müssen -, und ich wage noch nicht, jemandem meine Geschichte zu erzählen, nicht einmal dir. Doch der Zeitpunkt, an dem du alles erfahren wirst, ist nahe. Sicher hältst du mich für grausam und sehr

selbstsüchtig, aber Liebe ist immer selbstsüchtig, je glühender, desto selbstsüchtiger. Du ahnst nicht, wie eifersüchtig ich bin. Du mußt mit mir kommen und mich lieben bis zum Tod; oder aber mich hassen bis zum Tod und darüber hinaus. Das Wort 'Gleichgültigkeit' existiert für mich nicht, wenn ich auch von Natur apathisch bin."

"Carmilla, jetzt fängst du wieder mit diesem schrecklichen Unsinn an", unterbrach ich sie hastig.

"Das tue ich nicht, obwohl ich eine alberne kleine Närrin und voller wunderlicher Einfälle bin. Aber um deinetwillen will ich wie eine alte, erfahrene Frau reden. Bist du jemals auf einem Ball gewesen?"

"Nein. Aber wie kommst du denn plötzlich darauf? Wie geht es denn auf einem Ball zu? Es muß wunderschön sein!"

"Ich habe es fast vergessen. Es ist schon Jahre her."

Ich lachte.

"So alt bist du ja noch gar nicht. Du kannst doch deinen ersten Ball noch nicht vergessen haben!"

"Ich erinnere mich jeder Einzelheit - aber nur, wenn ich mich sehr anstrengte. Ich sehe alles vor mir, so, wie ein Taucher das, was über ihm vor sich geht, sieht: durch eine Zwischenschicht, die in ständiger Bewegung und gleichzeitig dicht und durchsichtig ist. In jener Nacht geschah etwas, das die Konturen des Bildes undeutlich werden und seine Farben verblassen ließ. Ich wurde beinahe im Bett ermordet, wurde hier verwundet" - sie berührte ihre Brust - "und war seitdem nie mehr so wie früher".

"Warst du dem Tod sehr nahe?"

"Ja, sehr nahe - eine grausame Liebe, eine seltsame Liebe, die mir das Leben nehmen wollte. Die Liebe will ihre Opfer haben. Kein Opfer ohne Blut. Laß uns schlafen gehen, ich fühle mich so träge. Ich weiß nicht, wie ich jetzt noch aufstehen soll, um die Tür abzusperrern."

Den zierlichen Kopf auf dem Kissen, die kleinen Hände unter die Wange geschoben und im dichten, welligen Haar vergraben, lag sie da und sah mich mit glitzernden Augen unablässig an. Ihr scheues Lächeln gab mir Rätsel auf.

Ich sagte ihr Gutenacht und schlich mich, unangenehm berührt, aus dem Zimmer.

Ich habe mich oft gefragt, ob unser schöner Gast jemals betete. Ich jedenfalls habe Carmilla niemals kniend erblickt. Morgens kam sie immer erst herunter, wenn wir anderen längst gemeinsam gebetet hatten, und abends blieb sie stets im Salon sitzen, wenn wir uns in der Halle zu einer kurzen Andacht versammelten.

Hätte sie nicht eines Tages im Verlauf einer unbeschwerten Unterhaltung beiläufig erwähnt, daß sie getauft sei, mir wären Zweifel gekommen, ob ich es überhaupt mit einer Christin zu tun hatte. Über Religion hatte ich sie nie auch nur ein Wort sagen gehört. Wenn ich die Welt besser gekannt hätte, wäre ich über diese Art von Desinteresse oder Abneigung nicht so überrascht gewesen.

Die Vorsichtsmaßnahmen ängstlicher Menschen wirken ansteckend und werden von ähnlich Veranlagten fast immer früher oder später übernommen. Auch ich hatte mir angewöhnt, die Schlafzimmertür abzuschließen, da mich Carmillas Furcht vor nächtlichen Eindringlingen und herumlungernenden Mördern beeindruckt hatte. Und wie Carmilla vergewisserte auch ich mich stets, daß nirgendwo im Schlafzimmer ein Mörder oder Räuber 'auf der Lauer lag'.

Nachdem ich auch an jenem Abend diese weisen Vorkehrungen getroffen hatte, ging ich zu Bett und schlief ein. Im Zimmer brannte eine Kerze. Daran war ich seit vielen Jahren gewöhnt, und nichts hätte mich bewegen können, darauf zu verzichten.

Unter diesen Umständen hätte ich beruhigt schlafen können. Aber Träume dringen sogar durch Mauern und machen dunkle Räume hell und helle dunkel; ihre Phantome treten ein und verschwinden, wie es ihnen gefällt, und machen sich über den Schlosser lustig.

In jener Nacht hatte ich einen Traum, mit dem für mich eine höchst seltsame Leidenszeit begann.

Ich kann ihn nicht als Alptraum bezeichnen, denn ich war mir die ganze Zeit über bewußt, daß ich fest schlief. Gleichzeitig aber war mir bewußt, daß ich mich in meinem Zimmer befand und in meinem Bett lag, ganz so, wie es der Wirklichkeit entsprach. Ich sah - oder bildete mir ein, es zu sehen - das Zimmer und die Möbel, wie ich sie vor dem Einschlafen gesehen hatte, nur war der Raum jetzt sehr dunkel. Am Fußende des Bettes bewegte sich etwas, daß ich anfangs nicht genau erkennen konnte. Dann sah ich, daß es ein kohlschwarzes Tier war, ähnlich einer riesigen Katze. Es schien vier bis fünf Fuß lang zu sein, genau so lang wie der Kaminvorleger, über den ich es schleichen sah. Unheimlich ruhelos wie ein wildes Tier im Käfig lief es ständig hin und her. Ich war nicht fähig zu schreien, obwohl ich, wie Sie sich denken können, entsetzliche Angst hatte. Es bewegte sich immer schneller, im Zimmer wurde es immer dunkler, und schließlich konnte ich nur noch seine Augen sehen. Ich spürte, wie es geschmeidig aufs Bett sprang. Die großen Augen näherten sich meinem Gesicht, und plötzlich spürte ich einen stechenden Schmerz, so, als drängen mir zwei lange Nadeln im Abstand von nur wenigen Zoll tief in die Brust. Ich erwachte mit einem Schrei. Im Schein der Kerze, die die ganze Nacht gebrannt hatte, sah ich eine weibliche Gestalt am Fußende des Bettes stehen, etwas rechts von der Mitte. Sie trug ein dunkles, loses Gewand, und die Haare fielen ihr auf die Schultern. Bewegungslos wie ein Felsblock stand sie da. Nicht der leiseste Atemzug war zu vernehmen. Doch während ich sie anstarrte, schien sie sich unmerklich von der Stelle bewegt und der Türe genähert zu haben. Als sie kurz davor stand, öffnete sich die Tür, und die Gestalt verschwand.

Ich fühlte mich befreit, konnte wieder atmen und mich bewegen. Mein erster Gedanke war, daß Carmilla mir einen Streich gespielt und daß ich vergessen hatte, die Tür abzuschließen. Ich lief hin und fand sie wie stets von innen versperrt. Ich hatte Angst, sie zu öffnen - ich war von Entsetzen gepackt. Ich floh ins Bett, zog mir die Decke über den Kopf und blieb, mehr tot als lebendig, bis zum Morgen so liegen.

VII - Abstieg

Es wäre sinnlos, wollte ich versuchen, Ihnen den Schauer zu beschreiben, der mich noch heute bei der Erinnerung an jene Nacht ergreift. Ich fühlte damals nicht den vorübergehenden Schrecken, den ein Traum hervorruft; es war vielmehr ein Schrecken, der ständig intensiver wurde, der sich dem Zimmer und dem Mobiliar, das die Erscheinung umgeben hatte, mitteilte.

Am folgenden Tag ertrug ich es nicht, auch nur einen Augenblick allein zu sein. Ich hätte Papa alles erzählen sollen, aber zwei Gründe hielten mich davon ab: zum einen glaubte ich, er würde mich auslachen, und ich hätte es nicht ertragen, wenn man das Ganze als einen Scherz abgetan hätte; zum anderen fürchtete ich, er könnte denken, ich sei von jenem geheimnisvollen Leiden befallen, das in der Gegend grassierte. Ich selbst hatte in dieser Hinsicht keine Bedenken und wollte ihm, da er seit einiger Zeit kränkelte, jede Aufregung ersparen.

Für mich war die Anwesenheit meiner liebenswürdigen Gesellschafterinnen, Madame Perrodons und der munteren Mademoiselle Lafontaine, beruhigend genug. Da beide bemerkten, daß ich deprimiert und nervös war, erzählte ich ihnen schließlich, was mich so tief bedrückte.

Mademoiselle lachte, in Madame Perrodons Gesicht hingegen glaubte ich Angst zu lesen.

"Übrigens", sagte Mademoiselle lachend, "auf der langen Lindenallee unter Carmillas Schlafzimmerfenster spukt's!"

"Unsinn", rief Madame, der ein solches Thema im Augenblick wohl unpassend erschien. "Wer verbreitet denn solche Geschichten, meine Liebe?"

"Martin sagt, als das alte Hoftor repariert wurde, sei er zweimal vor Sonnenaufgang heraufgekommen und habe jedes Mal gesehen, wie eine weibliche Gestalt die Lindenallee hinunterging."

"Das ist leicht möglich, denn schließlich sind auf den Weiden drunten am Fluß Kühe, die gemolken werden müssen."

"Gewiß. Aber Martin will sich eben unbedingt fürchten. Und ein Tölpel, der sich mehr fürchtet als dieser, ist mir noch nicht begegnet."

"Sie dürfen Carmilla kein Wort davon sagen", warf ich ein. "Sie kann von ihrem Fenster aus die Allee sehen und sie ist, wenn das überhaupt möglich ist, noch feiger als ich."

Carmilla kam an diesem Tag noch später als sonst zu uns herunter.

"Ich hatte heute nacht solche Angst", sagte sie, sobald wir allein waren, "und ich bin überzeugt, daß ich etwas Furchtbares gesehen hätte, wenn ich nicht dem armen kleinen Buckligen, den ich so hart gescholten habe, ein Amulett abgekauft hätte. Ich sah im Traum etwas Schwarzes um mein Bett kriechen und als ich voller Entsetzen erwachte, glaubte ich, am Kaminsims eine dunkle Gestalt zu erkennen; doch dann suchte ich unterm Kopfkissen nach dem Amulett und als ich es berührte, verschwand die Erscheinung. Ich bin sicher, daß ohne das Amulett etwas Schreckliches aufgetaucht und mich vielleicht gewürgt hätte, genau so, wie jene Bedauernswerten es erlebt haben." "Laß dir erzählen", begann ich und dann schilderte ich ihr, was mir widerfahren war. Sie schien bestürzt.

"Hattest du das Amulett bei dir?" fragte sie ernst.

"Nein, ich hatte es in eine Vase im Salon gelegt, aber da du so fest daran glaubst, werde ich es heute abend bestimmt mit ins Bett nehmen."

Nach so langer Zeit kann ich Ihnen nicht mehr sagen - und auch selbst nicht mehr verstehen -, wie es mir gelang, meine Angst so rasch zu bezwingen, daß ich in der folgenden Nacht allein in meinem Zimmer blieb. Ich erinnere mich genau, daß ich das Amulett ans Kopfkissen steckte. Kurz darauf schlummerte ich ein und bis zum Morgen schlief ich tief, tiefer noch als sonst.

Auch die nächste Nacht ging gut vorüber. Mein Schlaf war wunderbar tief und traumlos. Beim Erwachen allerdings war ich matt und melancholisch, aber noch war es ein Zustand, den ich fast genoß.

"Hab' ich's dir nicht gesagt?" gab mir Carmilla zur Antwort, als ich ihr erzählte, wie gut ich jetzt schlief. "Auch ich habe herrlich geschlafen. Ich hatte das Amulett ans Nachthemd gesteckt. Die Nacht vorher war es zu weit von mir entfernt. Ich bin ziemlich sicher, daß bis auf die Träume alles Einbildung gewesen ist. Früher glaubte ich, Träume seien das Werk böser Geister, aber unser Arzt hat mir das ausgedeutet. Er sagte, sie könnten durch ein vorübergehendes Fieber hervorgerufen werden oder dadurch, daß irgend eine andere Krankheit an die Tür klopft und uns erschreckt, sich dann aber, da sie nicht eingelassen wird, wieder entfernt."

"Und was hat es mit dem Amulett auf sich?"

"Es ist wahrscheinlich in Rauch gebeizt oder in eine Arznei getaucht worden und wirkt nun wie ein Mittel gegen die Malaria."

"Dann wirkt es also nur bei körperlichen Leiden?"

"Natürlich. Du glaubst doch wohl nicht, daß böse Geister vor ein wenig Band und Apothekengeruch Angst bekommen? Aber wenn eine Krankheit in der Luft liegt, versucht sie zuerst, die Nerven anzugreifen und auf diesem Weg das Gehirn zu infizieren. Doch bevor sie uns attackieren kann, wird sie von dem Gegenmittel abgestoßen. Ich glaube bestimmt, daß unsere Amulette so gewirkt haben. Das ist keine Zauberei, sondern ein ganz natürlicher Vorgang."

Mir wäre wohler gewesen, hätte ich Carmillas Theorie voll und ganz zustimmen können. Aber ich versuchte es wenigstens und spürte, wie die Wirkung jenes Erlebnisses allmählich nachließ.

In den folgenden Nächten schlief ich tief, aber am Morgen fühlte ich mich stets abgespannt, und den ganzen Tag wick die lastende Müdigkeit nicht von mir. Ich fühlte mich verwandelt. Eine seltsame Schwermut beschlich mich, eine Schwermut, aus der ich nicht aufgestört sein wollte. Vage Todesgedanken begannen sich in mir zu regen, und das Gefühl eines langsamen Hinabsinkens ergriff sanft und gewissermaßen mit meiner traurigen Zustimmung Besitz von mir. Mag es noch so traurig gewesen sein, die Stimmung, in die es mich versetzte, empfand ich jedenfalls als wohltuend. Ganz gleich, was mit mir geschah, meine Seele fühlte sich drein.

Ich gab nicht zu, daß ich krank war, ich konnte mich nicht entschließen, mich meinem Vater anzuvertrauen und den Arzt holen zu lassen.

Carmilla widmete sich mir noch zärtlicher als zuvor und ließ mich immer öfter jene schmachtende Anbetung spüren, die mir so paradox erschien. Die Glut ihrer Blicke wurde um so verzehrender, je mehr meine körperlichen und seelischen Kräfte schwanden. Diese Blicke schockierten mich immer von neuem - sie waren wie das momentane Aufflackern des Wahnsinns.

Ich ahnte nicht, daß ich mich bereits in einem fortgeschrittenen Krankheitsstadium befand und

daß mein Leiden das seltsamste war, das den Menschen befallen kann. Die frühen Symptome hatten mich unerklärlicherweise so fasziniert, daß ich die später einsetzende lähmende Wirkung nur zu gern in Kauf nahm. Jene Faszination hatte sich ständig verstärkt, bis dann, von einem bestimmten Punkt an, die Ahnung von etwas Schrecklichem sich mit ihr vermischte, eine Ahnung, die, wie Sie hören werden, immer drohender wurde und schließlich mein ganzes Dasein verdunkelte und pervertierte.

Die erste Veränderung, die mit mir vorging, war noch recht wohltuend. Sie trat kurz vor dem Wendepunkt ein, nach dem der Abstieg in den Avernus begann.

Im Schlaf überkamen mich unklare, sonderbare Empfindungen. Meist war es wie das wohlige Erschauern, das einen befällt, wenn man sich beim Baden im Fluß der Strömung entgegenstellt. Bald stellten sich Träume ein, die so endlos und vage waren, daß ich mich hinterher weder an Schauplätze noch an Personen noch an irgend einen Zusammenhang erinnern konnte. Dennoch war ihre Nachwirkung furchtbar: sie erschöpften mich so, als hätte ich eine lange Periode geistiger Anstrengung oder großer Gefahr hinter mir. Wenn ich aus diesen Träumen erwachte, hatte ich das Gefühl, an einem fast stockdunklen Ort gewesen zu sein und mit Leuten gesprochen zu haben, die ich nicht sehen konnte. Vor allem aber erinnerte ich mich an eine klare, sehr tiefe Frauenstimme, die aus der Entfernung zu kommen schien, getragen klang und in mir stets ein unbeschreibliches Gefühl, eine Mischung von Ernst und Furcht, auslöste. Manchmal meinte ich zu spüren, wie eine Hand mir sanft über Wangen und Hals strich. Manchmal war mir, als küßte mich ein warmer Mund, immer länger und zärtlicher, je näher er meiner Kehle kam, wo er dann jedes Mal verharnte. Mein Herz schlug schneller, ich atmete immer rascher und tiefer; dann überkam mich ein Schluchzen, das mir langsam den Atem abschnürte, bis mich schließlich ein schrecklicher Krampf schüttelte und ich das Bewußtsein verlor.

Seit drei Wochen befand ich mich nun schon in diesem rätselhaften Zustand und seit einer Woche war mir anzusehen, daß ich litt. Ich war blaß, hatte Schatten unter den unnatürlich groß erscheinenden Augen, und die Mattigkeit, von der ich seit langem befallen war, verriet sich in meiner Haltung.

Mein Vater fragte mich oft, ob ich krank sei, aber mit einer Hartnäckigkeit, die mir heute unverständlich scheint, versicherte ich ihm immer wieder, ich fühle mich durchaus wohl.

In gewisser Weise traf das sogar zu. Ich hatte keine Schmerzen und konnte mich nicht über irgend welche physischen Störungen beklagen. Einzig mein Geist und meine Nerven schienen von dem Leiden befallen, und so Fürchterliches ich in dieser Hinsicht auch erdulden mußte - in krankhafter Scheu verschloß ich fast alles in mir.

Auch Carmilla klagte über schlimme Träume und Fieberanfälle, die freilich längst nicht so alarmierend waren wie meine. Hätte ich geahnt, was mein Zustand zu bedeuten hatte, ich hätte auf Knien um Rat und Hilfe gefleht. Aber ich stand unter dem lähmenden Einfluß einer mir unbekanntem Macht, und mein Wahrnehmungsvermögen war getrübt.

Ich will Ihnen jetzt von einem Traum berichten, der geradewegs zu einer seltsamen Entdeckung führte.

Eines Nachts vernahm ich statt der gewohnten Stimme eine andere, die sanft und zärtlich klang und doch furchtbar war. Sie sagte: "Deine Mutter warnt dich vor dem Mörder." Im gleichen Augenblick wurde es hell, und ich sah Carmilla am Fußende des Bettes stehen, in ihrem weißen Nachthemd und von Kopf bis Fuß mit Blut bespritzt.



Ich erwachte mit einem gellenden Schrei, besessen von dem Gedanken, daß Carmilla ermordet werden sollte. Ich weiß noch, daß ich aus dem Bett sprang, und das nächste, woran ich mich erinnern kann, ist, daß ich im Korridor stand und um Hilfe rief. Madame und Mademoiselle stürzten aufgeregt aus ihren Zimmern, erblickten mich im Schein der Lampe, die stets im Korridor brannte, und erfuhren den Grund meines Schreckens.

Ich bestand darauf, an Carmillas Tür zu klopfen. Wir erhielten keine Antwort. Dann hämmerten wir ungestüm auf die Tür ein und riefen laut ihren Namen, aber alles war vergebens.

Furcht ergriff uns, denn die Tür war verschlossen. In panischer Angst rannten wir in mein Zimmer, stürzten zur Klingel und läuteten lang und heftig. Hätte mein Vater auch in diesem Flügel des Hauses geschlafen, wir hätten ihn sofort zu Hilfe gerufen. Aber leider war er außer Hörweite, und keine von uns hatte den Mut, sich auf den langen Weg bis zu seinem Zimmer zu machen.

Kurz danach eilten Dienstboten die Treppe herauf. Meine Gefährtinnen und ich hatten inzwischen Morgenröcke und Pantoffeln angezogen. Als wir die Stimmen der Diener hörten,

gingen wir zu dritt hinaus und nachdem wir wieder vergeblich an Carmillas Tür geklopft hatten, befahl ich den Männern, das Schloß aufzubrechen. Dann standen wir, mit Kerzen in den Händen, auf der Schwelle und starrten ins Zimmer.

Wir riefen ihren Namen, aber noch immer kam keine Antwort. Wir sahen uns im Zimmer um. Nichts war verändert. Alles war noch genau so wie am Abend, als ich ihr Gutenacht gesagt hatte. Aber Carmilla war verschwunden.

--

VIII - Auf der Suche

Beim Anblick des Zimmers, in dem sich außer unserem gewaltsamen Eindringen nichts ereignet hatte, ließ unsere Aufregung nach, und bald waren wir gefaßt genug, um die Dienerschaft wegzuschicken. Mademoiselle kam auf den Gedanken, Carmilla sei vielleicht durch den Lärm vor ihrer Tür aufgeschreckt worden, habe sich in einem Schrank oder hinter einem Vorhang verborgen und sich verständlicherweise nicht hervorgewagt, solange der Hausmeister und seine Gehilfen im Zimmer waren. Wir begannen also, nach ihr zu suchen und riefen von neuem ihren Namen.

Es war zwecklos. Unsere Bestürzung und Erregung wuchs. Wir untersuchten die Fenster, aber sie waren verriegelt. Ich bat Carmilla inständig, sich nicht länger zu verstecken und uns so grausam mitzuspielen, sondern hervorzukommen und unserer Sorge ein Ende zu machen. Aber alles war umsonst. Jetzt war ich überzeugt, daß sie sich weder im Zimmer noch im Ankleideraum aufhielt, dessen Tür von außen versperrt war. Ich war völlig verwirrt. Hatte Carmilla etwa einen jener Geheimgänge entdeckt, die nach Aussage der alten Haushälterin früher existiert hatten, deren genaue Lage aber niemand mehr kannte? Nun, so verblüfft wir im Augenblick waren - binnen kurzem würde sich gewiß alles aufklären.

Es war jetzt nach vier Uhr morgens, und ich zog es vor, solange es noch dunkel war, in Madames Zimmer zu bleiben. Aber auch das Tageslicht brachte uns der Lösung des Rätsels nicht näher.

Der ganze Haushalt, mein Vater an der Spitze, war am nächsten Morgen in Aufruhr. Das Schloß wurde genau durchsucht, desgleichen die nähere Umgebung. Von der vermißten jungen Dame keine Spur. Man schickte sich an, den Fluß nach ihr abzusuchen. Mein Vater war verzweifelt. Was sollte er der Mutter des armen Mädchens bei ihrer Rückkehr sagen? Auch ich war außer mir, wengleich mein Kummer ganz anderer Art war.

Der Vormittag verging in Sorge und Aufregung. Es war jetzt ein Uhr, und noch immer hatten wir keine Nachricht. Ich ging hinauf in Carmillas Zimmer - und sah sie vor ihrer Frisierkommode stehen! Ich traute meinen Augen nicht. Schweigend hob sie die Hand und winkte mich zu sich. Ihr Gesicht verriet schreckliche Angst.

In einem Freudentaumel rannte ich zu ihr. Wieder und wieder küßte und umarmte ich sie. Dann lief ich zur Klingel und läutete mit aller Kraft, um Leute herbeizurufen und meinem Vater sofort die gute Nachricht überbringen zu lassen.

"Liebste Carmilla, was ist geschehen? Wir haben uns zu Tode geängstigt!" rief ich. "Wo warst du nur die ganze Zeit? Und wie bist du zurückgekommen?"

"Diese Nacht war eine Nacht voller mysteriöser Ereignisse", sagte sie.

"Um Himmels willen, so erzähl' doch!"

"Es war nach zwei Uhr", begann sie, "als ich endlich einschlief. Wie stets hatte ich die Türen abgeschlossen, die zum Ankleideraum und die zum Korridor. Ich schlief ruhig und, wie ich glaube, traumlos. Aber eben bin ich auf dem Sofa drüben im Ankleideraum aufgewacht, fand diese Tür offen und die zum Korridor aufgebrochen. Wie konnte das geschehen, ohne daß ich etwas davon gehört habe? Es muß großen Lärm verursacht haben, und ich habe doch sonst einen ausnehmend leichten Schlaf. Und wie konnte man mich aus dem Bett heben, ohne daß ich aufgewacht bin, wo ich doch sonst beim geringsten Geräusch hochschrecke?"

Inzwischen waren Madame, Mademoiselle, Papa und einige Dienstboten erschienen. Natürlich begrüßten sie Carmilla freudig, beglückwünschten sie und bestürmten sie mit Fragen. Sie erzählte immer wieder die gleiche Geschichte und schien am wenigsten von uns allen in der Lage, das Geschehene zu erklären.

Mein Vater ging gedankenverloren im Zimmer auf und ab. Ich bemerkte, wie Carmilla ihm einen Augenblick lang verstohlen mit düsterem Gesichtsausdruck nachsah.

Nachdem Papa die Dienstboten weggeschickt hatte - Mademoiselle war hinausgegangen, um Baldrian und Riechsalz zu holen -, und außer ihm nur noch Madame und ich bei Carmilla waren, ging er nachdenklich auf sie zu, nahm sie freundlich bei der Hand, führte sie zum Sofa und setzte sich neben sie.

"Werden Sie mir verzeihen, wenn ich eine Vermutung auszusprechen wage und eine Frage an Sie stelle?"

"Wer hätte mehr Recht dazu als Sie?" erwiderte sie. "Fragen Sie, was Sie wollen - ich werde alles beantworten. Was ich zu berichten habe, ist allerdings verwirrend und rätselhaft. Ich weiß absolut nichts. Stellen Sie Fragen nach Belieben. Die Beschränkungen, die Mama mir auferlegt hat, kennen Sie ja."

"Gewiß, liebes Kind. Es ist nicht nötig, die Dinge zu erwähnen, über die wir, ihrem Wunsch entsprechend, schweigen müssen. Also - das Rätsel dieser Nacht besteht darin, daß man Sie aus dem Bett und aus dem Zimmer getragen hat, ohne daß Sie aufwachten, und daß sich das alles abspielte, als die Fenster noch verriegelt und die Türen noch von innen verschlossen waren. Sie sollen meine Theorie erfahren, zuvor aber möchte ich Sie etwas fragen."

Auf ihren Arm gelehnt, saß Carmilla niedergeschlagen neben ihm, während Madame und ich atemlos lauschten.

"Hier meine Frage: Ist Ihnen jemals zu Ohren gekommen, daß Sie schlafwandeln?"

"Nicht mehr seit meiner Kindheit."

"Aber damals sind Sie im Schlaf gewandelt?"

"Ja, ich erinnere mich noch ganz genau. Meine alte Kinderfrau hat es mir oft erzählt."

Mein Vater nickte lächelnd.

"Nun, dann ist also folgendes geschehen: Sie sind im Schlaf aufgestanden, haben die Tür aufgesperrt, den Schlüssel aber nicht wie gewöhnlich stecken lassen, sondern abgezogen und die Tür von außen verschlossen. Dann haben Sie den Schlüssel wieder abgezogen und ihn mitgenommen, vielleicht in einen der fünfundzwanzig Räume dieses Stockwerks, vielleicht in den oberen, vielleicht in den unteren Stock. Hier gibt es so viele Zimmer und Schränke, so viel schweres Mobiliar und solche Mengen von altem Gerümpel, daß man eine Woche brauchte, wollte man dieses Haus gründlich durchsuchen. Verstehen Sie jetzt, was ich meine?" "Ja, aber nicht alles", erwiderte sie.

"Papa, wie erklärst du dir aber, daß sie auf dem Sofa im Ankleidezimmer aufgewacht ist, in dem wir uns doch so genau umgesehen haben?"

"Sie betrat den Raum, noch immer im Schlaf, nachdem ihr ihn durchsucht hattet, erwachte schließlich von selbst und war ebenso erstaunt darüber, wo sie sich befand, wie wir. Ich wollte, alle Geheimnisse ließen sich so leicht und harmlos aufklären wie Ihres, Carmilla", sagte er lachend. "Und wir können uns zu der Gewißheit beglückwünschen, daß dieser Vorfall sich auf

die natürlichste Weise erklären läßt und nichts mit Betäubungsmitteln, manipulierten Türschlössern, Einbrechern, Giftmischern oder Hexen zu tun hat - mit nichts also, das Carmilla oder sonst jemanden veranlassen könnte, um unsere Sicherheit zu fürchten."

Carmilla sah reizend aus. Ihr rosiger Teint war unvergleichlich. Ich glaube, daß die ihr eigene träge Anmut ihre Schönheit noch unterstrich. Mein Vater muß wohl ihr Aussehen insgeheim mit meinem verglichen haben, denn er sagte:

"Ich wollte, meine arme Laura sähe wieder so gesund aus wie früher."

Unsere Aufregung war also glücklich vorüber, und Carmilla war ihren Freunden wiedergegeben.

--

IX - Der Arzt

Da Carmilla sich weigerte, ihr Zimmer nachts mit einer Dienerin zu teilen, ordnete mein Vater an, daß jemand vom Hauspersonal direkt vor ihrer Tür schlief. So würde man sie sofort aufhalten, falls sie wieder einmal im Schlaf umherwandern sollte.

Die folgende Nacht verlief ruhig, und am frühen Vormittag erschien der Arzt, den mein Vater, ohne mir ein Wort zu sagen, meinerwegen bestellt hatte.

Madame begleitete mich in die Bibliothek. Dort erwartete mich der ernste kleine Mann mit dem weißen Haar und der Brille, derselbe, von dem ich bereits berichtet habe.

Ich erzählte ihm meine Geschichte und er wurde zusehends ernster.

Er stand mir in einer der Fensternischen gegenüber. Als ich ihm alles gesagt hatte, lehnte er sich gegen die Wand und sah mich scharf an; in seinen Augen glomm Entsetzen auf.

Nach kurzem Überlegen fragte er Madame, ob er meinen Vater sprechen könne.

Kurz darauf trat dieser lächelnd ein und sagte:

"Herr Doktor, Sie wollen mir sicher sagen, daß ich ein alter Narr bin und Sie umsonst hergebeten habe. Hoffentlich ist es so!"

Doch sein Lächeln verschwand, als der Arzt ihn mit ernster Miene zu sich winkte.

Die beiden unterhielten sich eine Zeitlang in derselben Fensternische, in der ich mit dem Arzt gesprochen hatte. Sie schienen ernsthaft und verbissen zu diskutieren. Madame und ich standen am anderen Ende des sehr großen Raumes und brannten vor Neugier. Aber wir konnten nicht ein Wort verstehen, denn sie sprachen sehr leise. Zudem verdeckte die Nische den Arzt ganz, und von meinem Vater konnten wir nur eine Schulter, einen Fuß und einen Arm sehen. Und wahrscheinlich wirkte die Nische selbst, die von den starken Mauern und dem Fenster gebildet wurde, schalldämpfend.

Nach einiger Zeit sah mein Vater zu uns herüber. Sein Gesicht war blaß, nachdenklich und verriet, wie mir schien, tiefe Erregung.

"Laura, komm' einen Augenblick her! Madame, der Doktor meint, daß wir Ihrer Hilfe im Augenblick nicht bedürfen."

Als ich auf die beiden zuing, empfand ich zum ersten Mal eine leichte Besorgnis. Bisher hatte ich mich, obwohl ich sehr geschwächt war, nicht eigentlich krank gefühlt, und man bildet sich ja immer ein, daß man schon wieder zu Kräften kommen wird, wenn man es ernstlich versucht. Mein Vater streckte mir die Hand hin, sah aber nicht mich, sondern den Arzt an. Er sagte:

"Das ist alles sehr seltsam. Ich kann es nicht ganz verstehen. Komm' her, Laura. Höre Doktor Spielsberg einmal ganz aufmerksam zu, Liebes."

"Sie erwähnten, Sie hätten in der Nacht Ihres ersten schrecklichen Traumes das Gefühl gehabt, als drängen Ihnen zwei Nadeln in die Haut, und zwar in der Halsgegend. Haben Sie dort noch Schmerzen?"

"Nicht im geringsten."

"Können Sie mir ungefähr zeigen, wo Sie damals den Schmerz spürten?"

"Es war dicht unter der Kehle - hier!"

Ich trug ein Hauskleid, das die Stelle, auf die ich deutete, verbarg.

"Jetzt können Sie sich vergewissern", sagte der Arzt zu meinem Vater. "Laura, Sie werden nichts dagegen haben, wenn Ihr Papa Ihr Kleid ein wenig hinunterschiebt. Nur so können wir ein Symptom der Krankheit entdecken, unter der Sie gelitten haben."

Ich gehorchte. Die Stelle war nur ein oder zwei Zoll unter dem Kragenrand. "Großer Gott - hier ist es!" rief mein Vater erbleichend.

"Jetzt sehen Sie es mit eigenen Augen", sagte der Arzt im Ton düsteren Triumphes.

"Was ist denn da zu sehen?" fragte ich voller Angst.

"Nichts weiter, mein Fräulein, als ein winziger blauer Fleck, nicht größer als die Spitze Ihres kleinen Fingers. Und jetzt", fügte er, zu Papa gewandt, hinzu, "ist zu überlegen, was wir tun sollen."

"Ist es gefährlich?" fragte ich bestürzt.

"Ich glaube nicht, liebes Kind", erwiderte der Arzt. "Nichts spricht dagegen, daß Sie wieder ganz gesund werden, und nichts dagegen, daß Sie sofort damit beginnen! Geht das würgende Gefühl von dieser Stelle aus?"

Ich bejahte.

"Und - versuchen Sie, sich genau zu erinnern - war das auch die Stelle, von der das Erschauern ausging, das Sie mir vorhin beschrieben haben, das Gefühl, als ständen Sie in der kalten Strömung eines Flusses?"

"Es kann sein, ich glaube, ja."

"Sehen Sie?" sagte er zu meinem Vater. "Soll ich jetzt mit Madame sprechen?"

"Unbedingt!"

Der Arzt rief Madame zu sich und erklärte ihr:

"Ich bin mit dem Gesundheitszustand unserer jungen Freundin gar nicht zufrieden. Ich hoffe, es ist nichts Ernstes, aber wir müssen trotzdem etwas unternehmen. Ich werde die nötigen Anweisungen rechtzeitig geben. Bitte sorgen Sie, Madame, inzwischen dafür, daß Fräulein Laura keinen Augenblick allein ist. Fürs erste genügt diese Vorsichtsmaßnahme. Sie ist unbedingt zu beachten!"

"Madame, ich weiß, daß wir uns auf Sie verlassen können", setzte mein Vater hinzu. Sie bestätigte es ihm nachdrücklich.

"Und ich weiß, daß du, Laura, diese Anweisung befolgen wirst."

Zum Arzt gewandt fuhr er fort: "Ich würde gerne Ihre Meinung über eine andere Patientin hören, deren Krankheitssymptome eine entfernte Ähnlichkeit mit denen meiner Tochter haben. Sie sind zwar längst nicht so ausgeprägt, scheinen aber auf die gleiche Ursache zurückzugehen. Es handelt sich um eine junge Dame, die bei uns zu Gast ist. Da Sie mir sagten, daß Ihr Weg Sie heute abend wieder hier vorbeiführen wird, wäre es das beste, wenn Sie bei uns speisten und sie bei dieser Gelegenheit treffen könnten. Sie kommt immer erst am Nachmittag herunter."

"Vielen Dank für die Einladung", sagte der Arzt. "Ich werde also gegen sieben Uhr hiersein."

Noch einmal legten die beiden Madame und mir ans Herz, die Anweisungen genau zu befolgen, und dann begleitete Papa den Arzt hinaus. Ich beobachtete, wie er mit ihm auf dem grasbewachsenen Plateau vor dem Schloß, zwischen Weg und Burggraben, auf und ab ging, offenbar in ein ernstes Gespräch vertieft.

Der Arzt kam nicht zu uns zurück. Fast zur gleichen Zeit, als ich ihn dort unten aufs Pferd steigen, sich verabschieden und ostwärts durch den Wald davonreiten sah, trat der Mann ein, der uns regelmäßig die Post aus Dransfeld brachte. Ich sah ihn absitzen und meinem Vater die Posttasche übergeben.

Madame und ich stellten inzwischen eifrig Vermutungen über die Gründe an, die den Arzt und Papa zu jener strikten Anweisung bewogen haben könnten. Wie sie mir später erzählte, befürchtete Madame, der Arzt rechne mit einem plötzlichen Anfall, der mich, falls nicht sofort Hilfe zur Hand wäre, das Leben kosten oder mir zumindest ernsthaft schaden könnte.

Mir kam dieser Gedanke nicht. Ich glaubte - und das war sicher besser für meine Nerven -, die Vorsichtsmaßnahme ziele lediglich darauf ab, daß ständig jemand bei mir war, der aufpaßte, daß ich mich nicht überanstrengte, kein unreifes Obst aß und keine der vielen Torheiten beging, die man von jungen Leuten zu erwarten scheint.

Etwa eine halbe Stunde später trat mein Vater ins Zimmer. Er hielt einen Brief in der Hand. "Dieses Schreiben ist verspätet angekommen. Es ist von General Spielsdorf. Er hätte bereits gestern hiersein können, es kann aber auch sein, daß er heute oder morgen eintrifft."

Er gab mir den Brief. Mir fiel auf, daß Papa, der gern Besuch empfing und besonders gern den General, diesmal nicht sehr erfreut schien. Im Gegenteil, er sah aus, als wüsste er ihn dorthin, wo der Pfeffer wächst. Offenbar bewegte ihn etwas, worüber er nicht sprechen wollte.

"Papa, willst du mir eine Frage beantworten?" Ich faßte impulsiv nach seinem Arm und sah ihn flehend an.

"Vielleicht", antwortete er und strich mir zärtlich übers Haar.

"Hat der Doktor gesagt, daß ich sehr krank bin?"

"Nein, Liebes. Er glaubt, daß du, falls die richtigen Maßnahmen getroffen werden, in ein bis zwei Tagen wieder ganz gesund, oder doch auf dem Weg zur völligen Genesung sein wirst", sagte er etwas zurückhaltend. "Ich wollte, unser Freund, der General, hätte sich nicht gerade jetzt angemeldet. Es wäre mir jedenfalls lieber, wenn du bei seinem Besuch wieder ganz gesund wärst."

"Bitte, Papa", drängte ich, "was hat der Arzt gesagt? Was fehlt mir?"

"Nichts. Quäle mich doch nicht mit solchen Fragen!" Er war ärgerlicher, als ich ihn je gesehen hatte. Dann schien er zu bemerken, daß ich mich verletzt fühlte, küßte mich und sagte: "In ein paar Tagen sollst du alles erfahren, das heißt, alles, was ich selbst weiß. Bis dahin darfst du dir aber keinesfalls den Kopf darüber zerbrechen."

Dann ging er hinaus. Aber noch bevor ich darüber nachdenken konnte, wie seltsam das alles war, kam er zurück, um mir mitzuteilen, daß er etwas in Karnstein zu erledigen habe, daß die Kutsche um zwölf Uhr bereitstände und Madame und ich ihn begleiten sollten. Er habe einiges mit dem Geistlichen zu besprechen, der in der Nähe des malerischen Ortes wohnte. Und da Carmilla noch nie dort gewesen sei, solle sie uns später zusammen mit Mademoiselle folgen, die alles Notwendige für ein Picknick in der Schloßruine einpacken werde.

Ich war pünktlich fertig und kurz nach zwölf Uhr brachen Papa, Madame und ich auf. Hinter der Zugbrücke bogen wir nach rechts in den Weg ein, der über die gotische Brücke westwärts zu dem verlassenen Dorf und dem verfallenen Schloß führt.

Die Fahrt durch den Wald war unvergleichlich schön. Über sanfte Hügel und Talsenken breitete sich der grüne Teppich der Wälder, deren Unberührtheit noch nicht der forstwirtschaftlichen Kultivierung zum Opfer gefallen war. In diesem unerschlossenen Gelände windet sich der Weg häufig am Rande zerklüfteter Täler und am Fuß steiler Anhöhen entlang, inmitten einer unerschöpflich abwechslungsreichen Landschaft.

An einer Biegung sahen wir plötzlich unseren alten Freund, den General, auf uns zureiten. Er wurde von einem berittenen Diener begleitet, sein Gepäck folgte per Mietwagen oder, wie wir hier sagen, per Fuhrwerk.

Er saß ab, wir hielten an, und nach der Begrüßung erklärte er sich gern bereit, bei uns einzusteigen. Sein Pferd übergab er dem Bediensteten, der zu unserem Schloße weiterritt.

--

X - Ein schwerer Verlust

Es war nur etwa zehn Monate her, daß wir den General zuletzt gesehen hatten, aber inzwischen war er um Jahre gealtert. Er war schmäler geworden. Die heitere Gelassenheit, die er stets ausgestrahlt hatte, war einer seltsamen Dürsterkeit und Ruhelosigkeit gewichen. Sein Blick war immer durchdringend gewesen, jetzt aber hatten die dunkelblauen Augen unter den buschigen Brauen einen harten Glanz. Die Trauer allein konnte diese Verwandlung nicht bewirkt haben, hier schienen heftigere Empfindungen im Spiel zu sein.

Wir setzten die Fahrt fort, und kurz darauf begann der General mit der ihm eigenen soldatischen Unumwundenheit von dem schrecklichen Verlust zu sprechen, den er durch den Tod seines geliebten Mündels, seiner Nichte Bertha, erlitten hatte. Vom bitteren Zorn ergriffen, verwünschte er die 'Höllenkünste', denen sie zum Opfer gefallen war, und mit viel Entrüstung und wenig Ehrfurcht äußerte er sein Erstaunen darüber, daß der Himmel einen so ungeheuerlichen Ausbruch höllischer Begierde und Bosheit dulde.

Mein Vater, der sofort spürte, daß etwas ganz Außergewöhnliches geschehen sein mußte, bat ihn, er möge - falls es ihn nicht zu sehr schmerze - berichten, was ihn zu derart heftigen Worten veranlaßt habe.

"Ich würde es Ihnen gerne erzählen", sagte der General, "aber Sie würden mir nicht glauben."

"Und warum nicht?"

"Weil Sie", erwiderte er gereizt, "an nichts glauben, daß sich nicht mit Ihren persönlichen Vorstellungen und Vorurteilen vereinbaren läßt. Ich war früher genau so, aber inzwischen habe ich einiges dazugelernt."

"Stellen Sie mich doch auf die Probe! Ich bin nicht so dogmatisch wie Sie annehmen. Und außerdem weiß ich sehr wohl, daß Sie Beweise verlangen, bevor Sie an etwas glauben. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß ich mich Ihren Erkenntnissen nicht verschließen werde."

"Es ist mir tatsächlich nicht leicht gefallen, an das Unglaubliche zu glauben - denn was ich erlebt habe, ist unglaublich -, und es trifft zu, daß nur überwältigende Beweise mich dazu bringen konnten, etwas zu akzeptieren, das meinen Überzeugungen gänzlich zuwider läuft. Ich bin in eine Verschwörung übernatürlicher Kräfte verstrickt worden."

Obwohl mein Vater dem General versichert hatte, er setze volles Vertrauen in seine Urteilskraft, warf er ihm jetzt einen Blick zu, als zweifle er an seinem Verstand.

Der General bemerkte es zum Glück nicht. Dürster und gespannt blickte er den Lichtungen und Waldschneisen entgegen, die sich vor uns auftaten.

"Sie fahren also zur Ruine des Schlosses Karnstein?" fragte er dann. "Das ist wirklich ein glücklicher Zufall. Ich wollte Sie ohnehin bitten, mich hinzufahren. Ich möchte mir dort etwas ganz Bestimmtes ansehen. Steht dort nicht eine verfallene Kapelle mit den Grabstätten vieler Mitglieder jener ausgestorbenen Familie?"

"Ja, und sie sind sehr sehenswert", erwiderte mein Vater. "Darf ich annehmen, daß Sie Anspruch auf Besitz und Titel erheben wollen?"

Auf diese heitere Frage reagierte der General nicht so, wie man es höflicherweise tut, wenn ein

Freund sich einen Scherz erlaubt. Er lachte nicht, lächelte nicht einmal, sondern sah ernst, ja grimmig vor sich hin und dachte offenbar über etwas nach, das ihn in Zorn und Schrecken versetzte.

"Ich will etwas ganz anderes", sagte er schroff. "Ich will ein paar von diesen feinen Herrschaften ans Tageslicht befördern. Mit Gottes Hilfe möchte ich ein frommes Sakrileg begehen, das die Welt von gewissen Ungeheuern befreien und dafür sorgen soll, daß anständige Menschen wieder ruhig schlafen können und nicht von Mördern überfallen werden. Lieber Freund, ich habe Ihnen merkwürdige Dinge zu berichten, Dinge, die ich noch vor wenigen Monaten verächtlich abgetan hätte."

Wieder warf mein Vater ihm einen Blick zu, diesmal jedoch waren darin nicht Zweifel, sondern gespannte Aufmerksamkeit und Bestürzung zu lesen.

"Das Geschlecht der Karnstein", sagte er, "ist seit langem ausgestorben, mindestens seit hundert Jahren. Meine Frau stammte mütterlicherseits von den Karnsteins ab. Name und Titel existieren längst nicht mehr. Das Schloß ist verfallen, das Dorf verlassen. Seit fünfzig Jahren hat dort kein Kamin mehr geraucht, und heute finden Sie dort kein einziges Dach mehr."

"Ganz recht. Ich habe viel darüber gehört, seit wir uns zuletzt gesehen haben, und vieles davon wird Sie in Erstaunen setzen. Aber ich will der Reihe nach erzählen. Sie kannten mein Mündel - meine Tochter, wie ich sie wohl nennen darf. Man kann sich wohl kaum ein schöneres Geschöpf vorstellen, wohl kaum ein blühenderes Mädchen als sie es noch vor drei Monaten war."

"Die Ärmste! Ich erinnere mich, wie reizend sie aussah, als ich ihr zum letzten Male begegnete. Die Trauernachricht hat mich tiefer erschüttert, als ich Ihnen, lieber Freund, sagen kann. Ich weiß, was dieser Schicksalsschlag für Sie bedeutet."

Er drückte dem General die Hand. Dem alten Soldaten kamen die Tränen, und er versuchte nicht, sie zu verbergen.

"Wir sind alte Freunde", sagte er. "Ich wußte, daß Sie verstehen würden, wie schwer mich der Verlust meiner Tochter trifft. Sie war mir ans Herz gewachsen und vergalt meine Fürsorge mit einer tiefen Zuneigung, die mich froh und glücklich machte. Und jetzt ist alles vorbei. Vielleicht habe ich auch nicht mehr lange zu leben, aber ich hoffe zu Gott, daß es mir noch vergönnt sein wird, der Menschheit einen Dienst zu erweisen und die Unholde, die mein armes Kind im Frühling des Lebens gemordet haben, der Rache des Himmels zu überantworten."

"Sie versprachen, alles der Reihe nach zu erzählen. Bitte halten Sie Wort! Und glauben Sie mir, ich bitte Sie nicht nur aus Neugier darum."

Wir hatten jetzt die Stelle erreicht, an der der Weg nach Drunstall, von wo der General gekommen war, von dem nach Karnstein abzweigt.

"Wie weit ist es noch bis zur Ruine?" fragte der General, offenbar von Unruhe ergriffen. "Etwa eineinhalb Meilen. Also bitte, erzählen Sie!"

XI - Der Bericht

"Von Herzen gern", sagte der General, aber man sah ihm an, daß es ihn Überwindung kostete. Nach kurzem Nachdenken begann er mit seiner Geschichte, einer der merkwürdigsten, die ich je gehört habe.

"Mein Kind freute sich sehr auf den Besuch bei Ihnen und besonders auf die Begegnung mit Ihrer reizenden Tochter." Er verbeugte sich galant, aber mit melancholischem Blick. "Inzwischen hatte ein alter Freund von mir, Graf Carlsfeld, dessen Schloß knapp zwanzig Meilen von Karnstein entfernt liegt, uns zu den Festlichkeiten eingeladen, die er zu Ehren seines illustren Gastes, des Großherzogs Karl, veranstaltete. Sie haben sicher davon gehört."

"Ja. Sie sollen sehr glanzvoll gewesen sein."

"Fürstlich! Aber das sind Carlsfelds Gesellschaften immer. Er scheint Aladins Wunderlampe zu besitzen. An dem Abend, an dem mein ganzes Elend begann, fand ein prächtiger Maskenball statt. Die Gartenanlagen standen den Gästen offen, an den Bäumen hingen bunte Laternen. Man brannte ein Feuerwerk ab, wie man es selbst in Paris nicht schöner erleben kann. Und die Musik - ich habe immer eine Schwäche für Musik gehabt - diese hinreißende Musik! Das vielleicht beste Orchester der Welt und die berühmtesten Sänger aus den großen Opernhäusern Europas! Während man in den phantastisch illuminierten Anlagen promenierte, vor sich das im Mondlicht schimmernde Schloß, aus dessen langen Fensterreihen warmer Kerzenschein drang, hörte man plötzlich diese berückenden Stimmen unter einer der stillen Baumgruppen oder in den Booten auf dem See aufklingen. Ich fühlte mich in meine Kindheit mit all ihrer Poesie und Romantik zurückversetzt.

Nach dem Feuerwerk kehrten wir in die prächtigen Säle zurück, und nun begann der Ball. Sie wissen ja, ein Maskenball ist immer ein herrlicher Anblick, dieser aber war ein Schauspiel, wie ich es glanzvoller nie erlebt habe.

Die Träger klingender Namen hatten sich hier versammelt. Ich war so ungefähr der einzige 'Niemand' in diesem Kreis.

Meine Tochter sah wunderschön aus. Sie trug keine Maske. Die freudige Erregung verlieh ihren Zügen einen unbeschreiblichen Reiz. Mir fiel auf, daß eine junge Dame, die prächtig gekleidet war und eine Maske trug, mein Mündel höchst interessiert zu beobachten schien. Ich hatte schon früher am Abend in der Halle bemerkt und danach auf der Terrasse, wo sie ein paar Minuten lang in unserer Nähe auf und ab gegangen war und zu uns herübergesehen hatte. Sie wurde von einer Dame begleitet, die ein kostbares dunkles Gewand und ebenfalls eine Maske trug und deren vornehme Erscheinung auf eine Persönlichkeit von Rang und Namen schließen ließ. Da die Maske das Gesicht der jungen Dame verbarg, konnte ich natürlich nicht genau feststellen, ob diese tatsächlich meinen armen Liebling beobachtete. Heute bin ich dessen sicher.

Wir befanden uns jetzt in einem der Salons. Meine Tochter ruhte sich gerade auf einem nahe der Tür stehenden Stuhl ein wenig vom Tanzen aus. Ich stand neben ihr. Jene beiden Damen hatten sich uns genähert, die jüngere setzte sich neben mein Mündel, ihre Begleiterin blieb an meiner Seite stehen und sprach einen Augenblick lang mit leiser Stimme auf ihren Schützling ein.

Dann nutzte sie die Maskenfreiheit aus, sprach mich an, nannte mich beim Namen und begann, als seien wir alte Bekannte, ein Gespräch, das meine Neugier erregte. Sie bezog sich auf

zahlreiche frühere Begegnungen mit mir, bei Hofe und in den Häusern vornehmer Familien. Sie erwähnte belanglose Vorfälle, die ich längst vergessen hatte, deren ich mich aber, sobald sie darauf zu sprechen kam, wieder lebhaft erinnerte.

Ich wurde immer neugieriger zu erfahren, wen ich vor mir hatte. Doch sie wich meinen versteckten Fragen geschickt und freundlich aus. Es war mir völlig unerklärlich, wie sie über so viele Einzelheiten aus meinem Leben Bescheid wissen konnte. Sie schien es ganz unverhohlen zu genießen, meine Neugier anzustacheln und zu beobachten, wie ich in immer tiefere Verwirrung geriet.

Die junge Dame, die von ihrer Mutter ein paarmal mit dem eigenartigen Namen 'Millarca' angeredet worden war, hatte inzwischen auf ähnlich ungezwungene und charmante Weise ein Gespräch mit meinem Mündel angeknüpft.

Sie hatte es mit der Bemerkung eingeleitet, ihre Mutter sei eine alte Bekannte von mir. Das Tragen einer Maske, sagte sie, verschaffe einem die willkommene Gelegenheit, kühner als sonst zu sein. Sie unterhielt sich mit Bertha wie mit einer alten Freundin, bewunderte ihr Kleid und gab auf charmante Art zu erkennen, daß sie von ihrer Schönheit beeindruckt war. Sie erheiterte sie mit ironischen Bemerkungen über die Gäste, die sich im Ballsaal drängten, und vermerkte lachend, wie mein armes Kind sich über ihren Kommentar amüsierte. Sie konnte, je nach Laune, sehr geistreich und lebhaft sein. Nach kurzer Zeit hatten sich die beiden angefreundet. Nun nahm die junge Dame die Maske ab, und wir erblickten ein Gesicht von großer Schönheit. Ich hatte es noch nie gesehen und auch meinem Kind war es fremd. Dieses Gesicht war nicht nur schön, es hatte auch etwas so Gewinnendes, daß man sich sofort unwiderstehlich angezogen fühlte. Meiner Tochter jedenfalls erging es so. Nie zuvor hatte ich erlebt, daß ein Mensch einem anderen auf den ersten Blick so zugetan war. Auf die Fremde traf das allerdings auch zu - sie schien ihr Herz an mein Mündel verloren zu haben.

Auch ich machte mir jetzt die bei einem Maskenfest erlaubte Freizügigkeit zu eigen und bedrängte die ältere Dame mit Fragen.

'Sie haben mich aufs höchste verblüfft', sagte ich lächelnd. 'Genügt Ihnen das noch nicht? Wollen Sie mir jetzt nicht auch eine Chance geben und die Maske abnehmen?'

'Hat man je von einem unbescheideneren Ansinnen gehört? Wie kann man von einer Dame verlangen, einen Vorteil aufzugeben? Und überhaupt - sind Sie sicher, daß Sie mich wiedererkennen würden? Schließlich gehen die Jahre nicht spurlos an uns vorüber.'

'Wie Sie an mir sehen', sagte ich mit einer Verbeugung und mit leisem, vermutlich recht melancholisch klingendem Lachen.

'Wie uns die Philosophen lehren', erwiderte sie. 'Und wie wollen Sie wissen, daß der Anblick meines Gesichts Ihnen weiterhelfen würde?'

'Ich lasse es gern darauf ankommen. Sie versuchen umsonst, sich als alte Frau auszugeben. Ihre Figur spricht dagegen.'

'Trotzdem - es ist Jahre her, seit ich Sie zuletzt gesehen habe, oder vielmehr, seit Sie mich zuletzt gesehen haben, denn darauf kommt es mir an. Millarca, das junge Mädchen dort, ist meine Tochter. Ich kann also nicht mehr jung sein, nicht einmal in den Augen derer, die gelernt haben, nachsichtig zu sein; und vielleicht möchte ich nicht, daß Sie mich mit der vergleichen, an die Sie sich erinnern. Da Sie selbst keine Maske tragen, könnten Sie sich nicht einmal bei mir revanchieren.'

'Meine Bitte um Demaskierung richtet sich ausschließlich an Ihr Mitleid.'

'Und meine Bitte, darauf zu verzichten, an das Ihre.'

'Nun gut, aber Sie könnten mir wenigstens sagen, ob sie Französin oder Deutsche sind. Sie beherrschen beide Sprachen vollkommen.'

'Ich glaube, General, auch das werde ich Ihnen nicht beantworten. Sie planen offenbar einen Überraschungsangriff und überlegen sich jetzt, von wo aus Sie am besten attackieren können.'

'Eins werden Sie jedenfalls zugeben müssen', entgegnete ich. 'Wenn Sie mir schon die Ehre erweisen, mich ins Gespräch zu ziehen, dann sollten Sie mir wenigstens sagen, wie ich Sie anzureden habe. Soll ich Sie Madame la Comtesse nennen?'

Sie lachte und wollte mich ohne Zweifel mit irgend einer neuen Ausflucht abspesen. Aber war in dieser Unterhaltung, die wie ich jetzt weiß, bis in jede Einzelheit mit der größten Raffinesse vorausgeplant war, überhaupt etwas vom Zufall abhängig?

'Was das betrifft', begann sie - doch in diesem Augenblick wurde sie von einem schwarzgekleideten Herrn unterbrochen, der ausnehmend elegant und distinguiert wirkte, dessen Gesicht aber von einer Blässe überzogen war, wie ich sie bis dahin nur bei Toten gesehen hatte. Er trug kein Maskenkostüm, sondern den üblichen Abendanzug des vornehmen Herrn. Ohne den leisesten Anflug des Lächelns, doch mit einer höfischen, auffallend tiefen Verneigung, sagte er:

'Würden Madame la Comtesse mir ein paar Worte gestatten, die für sie von Interesse sein könnten?'

Rasch wandte sich die Dame ihm zu und legte den Finger auf die Lippen. Dann sagte sie zu mir:

'Halten Sie diesen Platz für mich frei, General! Ich werde sofort zurückkommen.'

Mit diesem lächelnd erteilten Befehl verließ sie mich, um mit dem Herrn in Schwarz ein wenig zur Seite zu treten und ein offenbar sehr ernstes Gespräch von einigen Minuten zu führen. Dann entfernten sich beide gemessenen Schrittes, und in der Menge verlor ich sie für kurze Zeit aus den Augen.

Inzwischen zermartete ich mir das Gehirn nach dem Namen der Dame, die sich meiner so freundlich zu erinnern schien. Ich überlegte, ob ich mich in das Gespräch zwischen ihrer Tochter und meinem Mündel einschalten sollte, um die Gräfin bei ihrer Rückkehr damit überraschen zu können, daß ich über ihren Namen, Titel und Wohnsitz bestens informiert war. Doch schon erschien sie wieder, gefolgt von dem Herrn in Schwarz.

'Ich werde Madame la Comtesse melden, wenn die Kutsche vorgefahren ist', sagte er.

Dann verneigte er sich und verschwand.

XII - Ein Ansuchen

'Nun müssen wir also die Gesellschaft von Madame la Comtesse entbehren? Hoffentlich nur für kurze Zeit!' sagte ich mit einer leichten Verbeugung.

'Vielleicht wirklich nicht für länger, vielleicht aber auch für einige Wochen. Es ist sehr bedauerlich, daß er diese Nachricht gerade jetzt überbringen mußte. Wissen Sie nun, wer ich bin?'

Ich verneinte.

'Sie werden es erfahren, aber nicht sofort. Wir beide kennen uns länger und besser, als Sie vielleicht glauben. Im Augenblick kann ich mich nicht zu erkennen geben, aber in drei Wochen wird mich mein Weg an Ihrem schönen Schloß vorbeiführen, über das ich mich genau erkundigt habe. Ich werde Sie dann kurz besuchen, um eine Freundschaft aufzufrischen, an die ich mit tausend Freuden zurückdenke. Die Nachricht eben kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Ich muß sofort aufbrechen und eine unwegsame Strecke von nahezu hundert Meilen zurücklegen. Ich befinde mich in einer äußerst schwierigen Lage. Nur die Verpflichtung, über meinen Namen Stillschweigen zu bewahren, läßt mich zögern, eine ungewöhnliche Bitte an Sie zu richten. Meine arme Tochter hat sich noch nicht völlig erholt. Sie ist bei einer Jagd vom Pferd gestürzt und hat den Schock noch nicht ganz überwunden. Aus diesem Grund haben wir uns für die Reise hierher viel Zeit genommen und sind täglich kaum mehr als fünfzehn Meilen gefahren. Und jetzt muß ich Tag und Nacht unterwegs sein, in einer Angelegenheit, bei der es um Leben oder Tod geht und über deren Tragweite ich Sie erst aufklären kann, wenn wir uns, wie ich hoffe, in ein paar Wochen wiedersehen. Denn dann wird es nicht mehr nötig sein, sie geheim zu halten.'

Sie fuhr fort, mir ihre Bitte zu unterbreiten, und sie tat es so, als erwiese sie mir eine Gnade, und nicht, als bäte sie mich um einen Gefallen. Allerdings war es nur ihr Gebaren, das diesen Eindruck erweckte, und sie selbst schien sich dessen nicht bewußt zu sein. Die Worte, in die sie ihr Ansuchen kleidete, hätten nicht flehentlicher sein können.

Sie wollte nicht mehr und nicht weniger als mein Einverständnis, ihre Tochter während ihrer Abwesenheit bei uns aufzunehmen.

Das war, genau besehen, eine seltsame, um nicht zu sagen kühne Bitte. Ich fühlte mich gleichwohl entwandelt, da die Gräfin selbst alle möglichen Gegenargumente vorbrachte und ganz auf meine Ritterlichkeit baute. Das Unheil, das über allen weiteren Ereignissen waltete, wollte es, daß in diesem Augenblick meine arme Tochter zu mir trat und mich leise anflehte, ihre neue Freundin zu uns einzuladen. Sie habe sich soeben vergewissert, daß Millarca uns gern besuchen würde, falls ihre Mutter einverstanden wäre.

Unter normalen Umständen hätte ich Bertha empfohlen, noch ein wenig zu warten, wenigstens so lange, bis wir wußten, wen wir vor uns hatten. Jetzt aber blieb mir keine Zeit zum Nachdenken. Die beiden jungen Damen bestürmten mich gemeinsam, und ich muß gestehen, daß das feingeschnittene, schöne Gesicht der Fremden, das etwas ungemein Anziehendes hatte und dessen geistvolle Züge die vornehme Herkunft verrieten, den Ausschlag gab. Ich ließ mich überreden und erklärte mich allzu schnell bereit, Millarca in meine Obhut zu nehmen.

Die Gräfin winkte ihre Tochter zu sich, und während diese mit ernstem Gesicht zuhörte, berichtete sie in groben Zügen von der unerwarteten, dringlichen Botschaft und von der mit mir

getroffenen Vereinbarung. Dabei bezeichnete sie mich als einen ihrer ältesten und teuersten Freunde.

Ich selbst äußerte mich natürlich der Besonderheit der Situation entsprechend, fühlte mich aber nach einigem Nachdenken keineswegs wohl in meiner Rolle.

Dann kam der Herr in Schwarz zurück und begleitete die Dame hinaus.

Sein Benehmen überzeugte mich davon, daß die Gräfin eine viel prominentere Persönlichkeit sein mußte, als ihr relativ bescheidener Titel es vermuten ließ.

Ihre letzte Anweisung an mich lautete, daß ich bis zu ihrer Rückkehr nicht versuchen sollte, mehr über sie zu erfahren, als ich möglicherweise schon ahnte. Unserem verehrten Gastgeber seien ihre Beweggründe bekannt.

'Hier jedoch', hatte sie gesagt, 'ist es weder für mich noch für meine Tochter ratsam, länger als einen Tag zu verweilen. Vor einer Stunde habe ich unvorsichtigerweise für einen Moment die Maske abgenommen, und schon glaubte ich, Sie hätten mich erkannt. Deshalb suchte ich eine Gelegenheit, mich ein wenig mit Ihnen zu unterhalten. Hätte ich festgestellt, daß sie tatsächlich wußten, wer ich bin, dann hätte ich an Ihre Diskretion appelliert und Sie gebeten, mein Geheimnis eine Zeitlang für sich zu behalten. Jetzt bin ich sehr froh, daß Sie mich nicht erkannt haben. Sollten Sie jedoch bereits in diesem Augenblick oder nach einigem Nachdenken vermuten, wer ich bin, so vertraue ich dennoch Ihrer Diskretion. Meine Tochter wird ebenfalls Schweigen bewahren, und ich hoffe, daß Sie sie gelegentlich ermahnen werden, unser Geheimnis nicht leichtsinnig preiszugeben.'

Darauf hatte sie ihrer Tochter etwas zugeflüstert, sie hastig geküßt und war dann, gefolgt von dem Herrn in Schwarz, in der Menge verschwunden.

'Das Zimmer dort drüben', sagte Millarca, 'hat ein Fenster, von dem aus man das Portal sehen kann. Ich möchte Mama zuwinken.'

Wir begleiteten sie bereitwillig zum Fenster. Drunten erblickten wir eine elegante, altmodische Karosse, berittene Boten und Lakaien. Wir erkannten die hagere Gestalt des bleichen Herrn in Schwarz, sahen, wie er der Gräfin ein schwarzes Samtcape um die Schultern legte und ihr die Kapuze über den Kopf zog. Sie nickte ihm zu und berührte leicht seine Hand. Er verneigte sich mehrmals tief, die Wagentür wurde geschlossen und die Karosse setzte sich in Bewegung.

'Sie ist fort', seufzte Millarca.

'Sie ist fort', wiederholte ich in Gedanken. Zum ersten Mal, seit ich meine Einwilligung gegeben hatte, fand ich Zeit, mir über mein unvernünftiges Verhalten klar zu werden.

'Sie hat nicht heraufgesehen', sagte die junge Dame traurig.

'Vielleicht hatte die Gräfin die Maske abgelegt und wollte ihr Gesicht nicht sehen lassen', erwiderte ich. 'Außerdem konnte sie ja nicht wissen, daß Sie am Fenster stehen.'

Seufzend sah sie mich an. Sie war so schön, daß ich weich wurde. Ich schämte mich, meine Gastfreundschaft einen Augenblick lang bereut zu haben und nahm mir vor, sie für die Ungehobeltheit, mit der ich ihr insgeheim begegnet war, zu entschädigen.

Sie setzte ihre Maske wieder auf und bat mich im Verein mit meinem Mündel, mit ins Freie zu kommen, wo in Kürze das Konzert fortgesetzt werden sollte. Draußen promenierten wir auf der Schloßterrasse. Millarca stand bald auf sehr vertrautem Fuß mit uns und ergötzte uns mit munteren Geschichten über die berühmten Leute, die uns hier begegneten. Sie wurde mir von

Minute zu Minute sympathischer. Ich, der ich so lange keinen Kontakt zur großen Welt gehabt hatte, fand ihre - übrigens keineswegs boshafte - Klatschgeschichten sehr amüsant. Ich malte mir bereits aus, wieviel Leben sie in unsere oft so einsamen Abende zu Hause bringen würde.

Der Ball dauerte bis kurz vor Sonnenaufgang. Da es dem Großherzog beliebt war, bis zum Morgen zu tanzen, schickte es sich natürlich für die anderen Gäste nicht, aufzubrechen oder schlafenzugehen.

Wir hatten gerade einen überfüllten Salon durchquert, als mein Mündel mich fragte, wo denn Millarca geblieben sei. Ich hatte sie neben Bertha, diese hatte sie an meiner Seite vermutet. Tatsächlich aber war sie uns abhanden gekommen.

Alle meine Bemühungen, sie zu finden, waren vergeblich. Ich befürchtete, sie sei vielleicht einen Augenblick von uns getrennt worden, habe in der Verwirrung andere Gäste mit uns verwechselt, sei diesen in den Park gefolgt und habe sie dann aus den Augen verloren.

Jetzt wurde mir erst richtig bewußt, wie töricht es war, eine junge Dame unter meine Fittiche zu nehmen, deren Namen ich nicht kannte. Und da ich, ohne zu wissen, warum, durch ein Versprechen gebunden war, konnte ich nicht einmal gezielte Nachforschungen anstellen und die Vermißte als die Tochter jener Gräfin beschreiben, die vor einigen Stunden abgefahren war.

Es wurde Morgen. Als ich die Suche aufgab, war es bereits heller Tag. Erst gegen zwei Uhr nachmittags hörten wir etwas von meinem verschwundenen Schützling.

Um diese Zeit klopfte ein Diener bei meiner Nichte und berichtete ihr, eine offenbar sehr verängstigte junge Dame habe ihn ersucht, Baron Spielsdorf und Tochter, deren Schutz ihre Mutter sie anvertraut habe, zu verständigen.

Auch wenn sie mich falsch titulierte hatte - es gab keinen Zweifel daran, daß es sich um unsere junge Freundin handelte. Und so war es auch. Wollte Gott, wir hätten sie damals für immer verloren!

Sie erklärte meinem armen Kind, warum sie sich so lange nicht bei uns gemeldet hatte. Sie sei auf der verzweifeltsten Suche nach uns ins Zimmer der Haushälterin geraten und dort eingeschlummert. Aber obwohl sie lange und tief geschlafen habe, fühle sie sich nach dem anstrengenden Ball noch immer nicht ganz bei Kräften.

An jenem Tag fuhr Millarca mit uns nach Hause. Und ich war schließlich doch recht froh, eine so reizende Gefährtin für meine Tochter gefunden zu haben.

XIII - Der Holzfäller

Aber schon bald kamen mir Bedenken. Zum einen klagte Millarca ständig über große Müdigkeit - eine Folge ihrer kürzlichen Erkrankung - und verließ ihr Zimmer stets erst im Laufe des Nachmittags. Zum anderen entdeckten wir zufällig, daß sie manchmal - obgleich sie ihre Türe stets von innen verschloß und erst wieder öffnete, wenn die Zofe ihr bei der Toilette helfen sollte - sehr früh am Morgen und auch später am Tag nicht in ihrem Zimmer war, zu einer Zeit also, da wir annehmen sollten, sie sei noch nicht aufgestanden. Von den Schloßfenstern aus wurde wiederholt beobachtet, wie sie im Morgengrauen den nach Osten führenden Waldweg einschlug, anscheinend in einem tranceähnlichen Zustand. Das brachte mich auf den Gedanken, daß sie Schlafwandlerin war. Und doch war damit das Rätsel nicht gelöst. Wie konnte sie ihr Zimmer verlassen, wenn die Tür von innen verschlossen blieb? Wie aus dem Haus gelangen, ohne Tor oder Fenster zu entriegeln?

Aber während ich mich noch mit diesen Fragen herumschlug, begann eine andere, viel ernstere Angelegenheit mich zu beunruhigen.

Meine geliebte Tochter verlor ihr frisches Aussehen und begann zu kränkeln - auf eine so rätselhafte, ja grauenvolle Weise, daß mich eine tiefe Furcht ergriff.

Zuerst hatte sie entsetzliche Träume; dann glaubte sie, von einer undeutlichen Erscheinung heimgesucht zu werden, die manchmal Millarca, manchmal einem Tier glich und sich am Fußende des Bettes hin und her bewegte. Schließlich stellten sich bestimmte Empfindungen ein. Anfangs hatte sie das ihrer Beschreibung nach nicht unangenehme, aber eigentümliche Gefühl, als brande ein eisiger Strom gegen ihre Brust. Später spürte sie dicht unter der Kehle einen scharfen Schmerz, so, als drängen ihr zwei lange Nadeln in die Haut. Wenige Nächte später setzte ein sich allmählich verstärkendes krampfartiges Würgegefühl ein, dem Bewußtlosigkeit folgte."

Ich konnte jedes Wort des alten Generals verstehen, denn wir fuhren jetzt bereits über die Wiesen, die sich kurz vor dem verödeten Dorf, in dem seit fünfzig Jahren kein Kamin mehr geraucht hatte, zu beiden Seiten des Weges erstrecken.

Sie können sich denken, wie betroffen ich war, in den Krankheitssymptomen des armen Mädchens, das, wäre es nicht zur Katastrophe gekommen, jetzt zu Besuch in unserem Schloße geweilt hätte, haargenau meine eigenen zu erkennen. Und Sie können sich sicher auch vorstellen, was ich empfand, als der General jene rätselhaften Angewohnheiten und Eigenschaften schilderte, die auch auf unseren schönen Gast, Carmilla, zutrafen!

Vor uns tat sich eine Waldlichtung auf, und mit einemmal sahen wir uns von den Giebeln und Kaminen des verfallenen Dorfes umgeben, die überragt wurden von den Türmen und Mauern der Schloßruine. Inmitten riesiger Bäume stand sie auf einer leichten Anhöhe.

Wie in einem Angsttraum befangen stieg ich aus der Kutsche. Schweigend, denn jeder von uns hatte mehr als genug mit seinen eigenen Gedanken zu tun, gingen wir bergan und betraten das verfallene Schloß mit seinen geräumigen Zimmern, seinen Wendeltreppen und dunklen Gängen.

"Das also war dereinst die hochherrschaftliche Residenz derer von Karnstein!" sagte schließlich der General, während er von einem großen Fenster aus über das Dorf hinweg auf die bewaldeten Hügelketten blickte. "Es war ein verderbtes Geschlecht, und hier, an dieser Stelle, wurden seine

blutigen Chroniken geschrieben. Es ist entsetzlich, daß es über den Tod hinaus die Menschen mit seinen grausamen Begierden quälen muß. Dort unten ist die Kapelle der Karnsteins!"

Er deutete auf die grauen Mauern des gotischen Bauwerks, das, von Baumwipfeln halb verdeckt, etwas unterhalb des Schlosses am Abhang lag. "Dort scheint ein Holzfäller zu arbeiten. Ich höre Axtschläge. Vielleicht kann er mir zeigen, was ich suche: das Grab von Mircalla, Komteß Karnstein. Unter der Landbevölkerung hält sich gewöhnlich die Erinnerung an berühmte Familien lebendig, während reiche, adelige Kreise das meiste vergessen, sobald die betreffenden Geschlechter ausgestorben sind."

"Wir haben zu Hause ein Portrait von Mircalla, Komteß Karnstein. Möchten Sie es sehen?" fragte mein Vater.

"Das können wir uns für später aufsparen. Ich glaube, ich habe die wirkliche Mircalla gesehen. Einer der Gründe, warum ich früher als beabsichtigt zu Ihnen gekommen bin, war der Wunsch, die Kapelle genau zu untersuchen."

"Was sagen Sie da? Die Komteß Mircalla gesehen? Die ist doch seit über hundert Jahren tot!"

"Nicht so tot wie Sie glauben, nach allem, was ich erfahren habe!"

"Ich muß gestehen, daß Sie mir Rätsel aufgeben." Mein Vater warf ihm einen Blick zu, in dem ich die gleichen Zweifel wie vorhin zu lesen glaubte. Aber wiewgleich der General einige Male vor Zorn und Abscheu gebebt hatte, deutete nichts darauf hin, daß er sich Hirngespinsten hingab.

Als wir durch das hohe Portal in die Kirche traten (die Ausmaße des Bauwerks entsprachen tatsächlich denen einer Kirche), sagte der General: "In den wenigen Jahren, die ich noch zu leben habe, gibt es für mich nur noch ein Ziel: die Rache an ihr zu üben, die, wie ich zu Gott hoffe, einem Sterblichen vorbehalten ist."

"Was für eine Rache?" fragte mein Vater aufs höchste verwundert.

"Das Ungeheuer köpfen!" In wilder Erregung stampfte der General mit dem Fuß auf, daß es dumpf durch das verfallene Gewölbe hallte. Er hob die geballte Faust, als umklammerte er den Stiel einer Axt, und schüttelte sie wutentbrannt.

"Was?" rief mein Vater verblüfft.

"Ihm den Kopf abschlagen!"

"Den Kopf abschlagen?"

"Jawohl, mit einer Axt oder einem Spaten oder etwas anderem, womit man ihr die mörderische Kehle spalten kann! Ich will es Ihnen erklären." Vor Wut zitternd eilte er weiter.

"Dieser Balken", sagte er, "kann als Sitzgelegenheit dienen. Ihre Tochter ist müde. Sie soll sich ausruhen, und ich werde meine schreckliche Geschichte rasch zu Ende erzählen."

Ich war froh, den kantigen Balken, der auf dem von Gras überwucherten Steinboden der Kapelle lag, als Bank benutzen zu können. Inzwischen hatte der General dem Holzfäller, der gerade einige an den alten Mauern lehrende Äste wegtrug, etwas zugerufen. Kurz danach stand der stämmige alte Mann, die Axt in der Hand, vor uns.

Über die Grabstätten wußte er nichts zu berichten. Er erzählte aber, daß sich in dem etwa zwei Meilen entfernten Pfarrhaus zur Zeit ein alter Herr aufhalte, der viel in diesem Wald umherwandere und uns sämtliche Gräber der Familie Karnstein zeigen könne. Für ein Trinkgeld erklärte er sich bereit, diesen Mann in einer guten halben Stunde herbeizuholen, falls wir ihm eins

unserer Pferde leihen wollten.

"Arbeiten Sie schon lange in dieser Gegend?" fragte mein Vater den Alten.

"Ich bin seit meiner Jugend beim hiesigen Förster als Waldarbeiter beschäftigt", antwortete er im landesüblichen Dialekt, "genau wie mein Vater und mein Großvater und viele meiner Vorfahren. Ich kann Ihnen sogar das Haus drüben im Dorf zeigen, in dem sie gewohnt haben."

"Warum ist das Dorf verödet?" fragte der General.

"Weil hier die Geister der Toten gespuht haben, Herr. Einige hat man bis zu ihren Gräbern verfolgt, durch die üblichen Untersuchungen identifiziert und dann auf die übliche Art vernichtet: durch Köpfen, Pfählen und Verbrennen. Vorher allerdings mußten viele Dörfler ihr Leben lassen. Aber obwohl man, streng nach dem Gesetz, zahlreiche Gräber geöffnet und viele Vampire ein für allemal am Weiterleben gehindert hatte, konnte das Dorf keine Ruhe finden. Da fuhr eines Tages ein Edelmann aus Mähren durch diese Gegend, hörte von den Vorfällen und erbot sich, da er wie viele seiner Landsleute in solchen Dingen Erfahrung hatte, das Dorf von seinem Peiniger zu befreien. Das gelang ihm auf folgende Weise: Da in jener Nacht heller Mondschein war, stieg er kurz nach Sonnenuntergang auf den Turm dieser Kapelle, von wo aus er den Friedhof, den Sie durchs Fenster dort sehen, genau beobachten konnte. Er wartete, bis er sah, wie der Vampir aus seinem Grab stieg, die Leintücher, in die er gehüllt war, daneben legte und davonhuschte, um die Leute im Dorf zu peinigen.

Nun stieg der Fremde vom Turm herab, nahm die Grabtücher des Vampirs an sich und begab sich wieder auf seinen Wachtposten. Als der Vampir von seinem nächtlichen Streifzug zurückkehrte, die Tücher nicht vorfand und den Mann auf dem Turm oben stehen sah, stieß er einen wütenden Schrei aus. Darauf bedeutete ihm der Herr aus Mähren, heraufzukommen und die Tücher zu holen. Der Vampir erklimmte den Turm und hatte kaum die Plattform erreicht, als der Fremde ihm mit einem Schwertstreich den Schädel spaltete. Dann schleuderte er den Körper in den Friedhof, lief die Wendeltreppe hinunter und schlug dem Vampir den Kopf ab. Am nächsten Tag übergab er Körper und Kopf den Dorfbewohnern, die die Pfählung und Verbrennung vornahmen.

Der mährische Edelmann erhielt vom damaligen Oberhaupt der Familie die Erlaubnis, die Grabstätte Mircallas, Komteß Karnstein, zu zerstören, und das tat er so gründlich, daß wenig später fast niemand mehr wußte, wo sie sich befunden hatte."

"Können Sie uns die Stelle zeigen?" fragte der General gespannt.

Der Holzfäller schüttelte freundlich lächelnd den Kopf.

"Das kann heute niemand mehr. Außerdem heißt es, die Leiche sei weggeschafft worden. Aber auch das weiß man nicht genau."

Dann ließ er, da die Zeit drängte, seine Axt zu Boden fallen und machte sich auf den Weg. Wir aber hörten nun den Rest der seltsamen Geschichte des Generals.

XIV - Die Begegnung

"Mein geliebtes Kind verfiel nun immer schneller. Der behandelnde Arzt konnte gegen die Krankheit - denn für eine solche hielt ich Berthas Zustand - nicht das Geringste ausrichten. Er bemerkte meine Angst und schlug vor, einen Kollegen zuzuziehen. Ich sandte nach einem erfahrenen Arzt, der in Graz wohnt. Bis zu seiner Ankunft verstrichen mehrere Tage. Er erwies sich als ein guter, frommer und hochgelehrter Mann. Nachdem die beiden Ärzte bei meinem Mündel gewesen waren, zogen sie sich zur Beratung in die Bibliothek zurück. Während ich im Zimmer nebenan darauf wartete, zu ihnen gerufen zu werden, hörte ich, wie die beiden Herren aufeinander einsprachen, lauter, als man es bei einem Gedankenaustausch zu tun pflegt. Ich klopfte an und trat ein. Der alte Grazer Arzt verteidigte gerade seine Diagnose, gegen die sein Konkurrent mit unverhohlenen spöttischen, von Lachsalven begleiteten Worten zu Felde zog. Bei meinem Eintreten verstummten diese Ausfälle, und der Wortwechsel wurde abgebrochen. 'Mir scheint', sagte der zuerst konsultierte Arzt zu mir, 'mein gelehrter Kollege ist der Meinung, daß Sie keinen Mediziner sondern einen Teufelsbeschwörer brauchen.'

'Entschuldigen Sie gefälligst', warf der Grazer Arzt ärgerlich ein, 'aber ich werde meine Meinung über diesen Fall später äußern, und zwar in der Form, die ich für richtig halte. Herr General, ich bedaure aufrichtig, daß mein Wissen und meine praktische Erfahrung hier versagen. Vor meiner Abreise werde ich mir gestatten, Ihnen einen Vorschlag zu machen.'

Nachdenklich setzte er sich an den Tisch und begann zu schreiben. Bitter enttäuscht verbeugte ich mich und ging auf die Tür zu. Dabei bemerkte ich, wie der andere Arzt über die Schulter auf seinen schreibenden Kollegen deutete, die Achseln zuckte und mit dem Finger vielsagend an seine Stirn tippte.

Die Konsultation hatte mich also keinen Schritt weiter gebracht. Verwirrt ging ich hinaus ins Freie. Etwa zehn Minuten später holte mich der Grazer Arzt ein. Er sei mir, sagte er entschuldigend, nur deshalb gefolgt, weil er es mit seinem Gewissen nicht vereinbaren könne, abzufahren, ohne mit mir gesprochen zu haben. Er täusche sich gewiß nicht; es gebe keine natürliche Krankheit mit ähnlichen Symptomen; der Tod sei bereits in bedrohliche Nähe gerückt, doch könne die Kranke seiner Meinung nach noch einen Tag, möglicherweise auch zwei, durchhalten. Sollte es gelingen, den entscheidenden Anfall sofort zu unterbinden, dann würde sie bei sorgfältigster Pflege vielleicht wieder zu Kräften kommen. Alles hänge jetzt davon ab, das Unaufhaltsame unter Kontrolle zu halten. Ein einziger Anfall könnte in diesem Stadium den letzten schwachen Lebensfunken auslöschen.

'Und welcher Art sind diese Anfälle?' fragte ich ungeduldig.

'Das habe ich alles schriftlich dargelegt. Ich übergebe Ihnen meinen Bericht unter der Bedingung, daß Sie sofort einen Geistlichen holen lassen und in seiner Gegenwart diesen Umschlag öffnen. Lesen Sie diese Zeilen auf keinen Fall vorher. Sie würden sie nicht ernst nehmen, aber glauben Sie mir, es geht tatsächlich um Leben und Tod. Sollte der Pfarrer verhindert sein, dann müssen Sie allerdings den Bericht allein lesen.'

Bevor er sich verabschiedete, fragte er, ob ich einen Mann kennenlernen wolle, der erstaunliche Kenntnisse auf dem Gebiet besitze, dem nach der Lektüre des Berichts wahrscheinlich auch mein besonderes Interesse gelten würde. Mit dem dringenden Rat, diesen Mann einzuladen, verließ er mich.

Der Geistliche war nicht zu Hause, und so las ich die Aufzeichnungen allein. Unter anderen Umständen hätte ich sicher darüber gelacht. Aber zu welchen Quacksalbereien nimmt man nicht Zuflucht, wenn alle anderen Mittel versagt haben und das Leben eines geliebten Menschen auf dem Spiele steht!

Etwas Unsinnigeres als das Schreiben jenes erfahrenen Arztes können Sie sich kaum vorstellen. Es war absurd genug, um seine Einlieferung ins Irrenhaus zu rechtfertigen. Er behauptete, die Patientin werde von einem Vampir heimgesucht! Die Stiche, die sie an der Kehle verspürt hatte, stammten seiner Überzeugung nach von den beiden langen, dünnen, spitzen Zähnen, die bekanntlich ein Merkmal des Vampirs seien. Auch zweifle er nicht im geringsten daran, daß jener deutlich erkennbare kleine bläuliche Fleck von den Lippen des Dämons hinterlassen worden sei. Ferner entsprächen alle von der Kranken selbst geschilderten Symptome genau denen, die man in ähnlichen Fällen festgestellt habe.

Da ich nicht an Erscheinungen wie Vampire glaubte, sah ich in der übernatürlichen Erklärung des Arztes einen weiteren Beweis dafür, daß Gelehrsamkeit und Intelligenz häufig einen seltsamen Bund mit irgendwelchen Wahnvorstellungen eingehen. Aber ich war so verzweifelt, daß ich, um überhaupt etwas zu tun, den schriftlichen Anweisungen folgte.

Ich versteckte mich in dem dunklen Ankleideraum neben dem von einer einzigen Kerze erleuchteten Zimmer der Patientin und beobachtete, wie sie einschlief. Ich stand hinter der Tür und spähte durch den schmalen Spalt. Der Instruktion entsprechend hatte ich mein Schwert neben mich auf den Tisch gelegt. Kurz nach ein Uhr glaubte ich zu sehen, wie ein großes schwarzes Etwas, dessen Umrisse verschwommen waren, über das Fußende des Bettes kroch, sich rasch bis zum Hals des Mädchens vorschob und im nächsten Moment zu einem riesigen, vibrierenden Klumpen answoll.

Ein paar Augenblicke lang war ich wie versteinert. Dann ergriff ich mein Schwert und stürmte ins Zimmer. Urplötzlich zog sich das schwarze Ungeheuer am Fuß des Bettes in sich zusammen, ließ sich zu Boden gleiten, und dann erblickte ich, etwas vom Bett entfernt stehend und mich mit einem lauernden Blick voller Grausamkeit und Wut anstarrend - Millarca! Ohne zu überlegen ließ ich mein Schwert auf sie niedersausen. Da aber sah ich sie unverletzt neben der Türe stehen. Von Entsetzen gepackt lief ich auf sie zu und hieb wieder auf sie ein. Doch sie war verschwunden! Und mein Schwert zersplitterte an der Tür.

Ich kann jetzt nicht alles schildern, was in jener furchtbaren Nacht geschah. Der ganze Haushalt war in Aufruhr. Das Gespenst Millarca war verschwunden, und sein Opfer verfiel zusehends und starb noch vor Morgengrauen."

Der alte General zitterte vor Erregung. Wir anderen schwiegen. Mein Vater ging hinüber zu den Grabsteinen und las die Inschriften. Mit seinen Nachforschungen beschäftigt, verschwand er in einem Seitenschiff. Der General hatte sich gegen die Mauer gelehnt und trocknete sich mit einem tiefen Seufzer die Augen. Ich atmete auf, als ich Stimmen hörte: Carmilla und Madame waren auf dem Weg zu uns. Doch kurz darauf entfernten sich die Stimmen wieder.

In dieser Einsamkeit - noch ganz unter dem Eindruck der seltsamen Geschichte, die zweifellos etwas mit den erlauchten Toten, deren Gräber rings um uns unter Staub und Efeu vermoderten, zu tun hatte und die in allen Einzelheiten meinem eigenen rätselhaften Fall glich -, an diesem gespenstischen Ort, dessen stumme Mauern von hohen Bäumen umgeben waren, durch deren dichtes Laub kaum ein Lichtstrahl drang, fühlte ich das Entsetzen nach mir greifen. Der Gedanke, daß meine Gefährtinnen möglicherweise nicht hereinkommen und diese traurige, düstere Szene beenden würden, erfüllte mich mit Angst.

Der alte General stand gesenkten Blickes da, den Arm auf die Steinplatte eines verfallenen Grabmales gestützt.

Durch einen schmalen Torbogen, über dem sich eine jener grotesken Dämonenfratzen befand, wie sie immer wieder der zynischen, grausamen Phantasie der gotischen Steinmetzen entsprungen sind, sah ich in diesem Augenblick zu meiner Erleichterung die schöne Gestalt Carmillas in die düstere Kapelle treten.

Ich nickte ihr zu, sie grüßte mit ihrem eigentümlich anziehenden Lächeln zurück. Ich wollte gerade aufstehen und zu ihr gehen, als plötzlich der alte Mann neben mir mit einem Aufschrei nach der Axt des Holzfällers griff und auf Carmilla zustürzte. Als sie ihn erblickte, nahm ihr Gesicht einen brutalen Ausdruck an. Diese furchtbare Verwandlung ging blitzartig vor sich, und im selben Moment duckte sich ihre Gestalt und machte einen Schritt rückwärts. Bevor ich schreien konnte, schlug er mit aller Kraft nach ihr, sie aber wich dem Hieb aus, blieb unverletzt und umklammerte mit ihren zarten Fingern sein Handgelenk. Einen Augenblick lang versuchte er verzweifelt, seinen Arm zu befreien, dann ließ er die Axt zu Boden fallen. Carmilla war verschwunden.

Taumelnd lehnte er sich gegen die Mauer. Seine grauen Haare waren gestäubt, und der Schweiß stand ihm ins Gesicht. Er sah aus, als würde er in der nächsten Sekunde seinen Geist aufgeben.

Die ganze entsetzliche Szene hatte nur einen Moment gedauert. Das nächste, an das ich mich erinnern kann, ist, daß Madame vor mir stand und immer wieder fragte: "Wo ist Mademoiselle Carmilla?"

Schließlich stammelte ich: "Ich weiß nicht - ich kann's nicht sagen - sie ist dorthin gegangen." Ich deutete auf die Pforte, durch die Madame eingetreten war.

"Aber ich war doch in dem Durchgang dort drüben, seit Mademoiselle Carmilla hier hereingekommen ist. Und dort ist sie bestimmt nicht wieder aufgetaucht."

Dann begann sie, an sämtlichen Türen, in allen Gängen und von den Fenstern aus nach Carmilla zu rufen. Es kam keine Antwort.

"Sie hat sich 'Carmilla' genannt?" fragte, noch immer erregt, der General.

Ich bejahte.

"Es stimmt", sagte er, "sie ist Millarca. Und sie ist dieselbe, die vor langer Zeit Mircalla, Komteß Karnstein, hieß. Liebes Kind, verlassen Sie diesen verfluchten Ort, so schnell Sie können! Fahren Sie zum Pfarrhaus und warten Sie dort auf uns. Hoffentlich sehen Sie Carmilla niemals wieder. Hier werden Sie sie nicht finden."

XV - Verfahren und Vollstreckung

Während er sprach, trat von dem Torbogen her, unter dem Carmilla erschienen und verschwunden war, einer der seltsamsten Menschen, die mir je begegnet sind, in die Kapelle. Er war groß und schmalbrüstig, ging mit hochgezogenen Schultern vornübergebeugt und war schwarz gekleidet. Sein braunes, vertrocknetes Gesicht war von tiefen Furchen durchzogen. Er trug einen merkwürdigen, breitrempigen Hut und eine Brille mit Goldrand. Er ging langsam, mit seltsam watschelnden Bewegungen, und sein manchmal dem Himmel, manchmal der Erde zugekehrtes Gesicht schien ständig zu lächeln. Er schwenkte die langen, dünnen Arme und gestikulierte mit den schmalen Händen, die in viel zu weiten schwarzen Handschuhen steckten.

"Da ist er ja!" rief der General und ging mit allen Zeichen der Freude auf den Mann zu.

"Mein lieber Baron, ich bin glücklich, Sie hier zu sehen. Ich hatte nicht gehofft, Ihnen sobald wiederzubegegnen." Er gab meinem inzwischen zurückgekehrten Vater ein Zeichen, führte den wunderlichen alten Herrn zu ihm und stellte ihn vor. Darauf vertieften sie sich in ein ernstes Gespräch. Der Fremde zog ein zusammengerolltes Dokument aus der Tasche und breitete es auf einer verwitterten Grabplatte aus. Mit einem Bleistift deutete er auf dem Papier Verbindungslinien zwischen einzelnen Punkten an. Daraus, daß die drei immer wieder aufsaßen und bestimmte Stellen des Bauwerks ins Auge faßten, schloß ich, daß sie einen Grundriß der Kapelle vor sich hatten. Seinen Vortrag, wie ich es nennen möchte, ergänzte der Fremde durch gelegentliches Vorlesen aus einem abgegriffenen kleinen Buch, dessen vergilbte Seiten eng beschrieben waren.

Kurz darauf gingen die drei plaudernd durch das meinem Platze gegenüberliegende Seitenschiff. Dann begannen sie, Entfernungen abzuschreiten und schließlich blieben sie an einer bestimmten Stelle der Außenmauer stehen, die sie peinlich genau untersuchten. Zuerst entfernten sie die Efeuranken, dann kratzten und klopfen sie mit ihren Stöcken den Verputz herunter. Endlich stießen sie auf eine große Marmorplatte mit erhöhten, aus Stein gemeißelten Lettern.

Bald danach kam der Holzfäller zurück, und mit seiner Hilfe legten sie eine imposante Inschrift und ein Wappen frei, die bewiesen, daß es sich um das so lange in Vergessenheit geratene Grabmal Mircallas, Komteß Karnstein, handelte.

Der alte General, der eigentlich nicht den Eindruck machte, als betete er oft, hob die gefalteten Hände und sandte ein stummes Dankgebet zum Himmel.

"Morgen", hörte ich ihn sagen, "wird der Kommissär hier sein und die amtlichen Untersuchungen durchführen."

Dann wandte er sich zu dem alten Mann mit der goldgeränderten Brille und schüttelte ihm herzlich die Hände.

"Herr Baron, wie soll ich Ihnen danken? Wie sollen wir alle Ihnen danken? Sie haben diesen Landstrich von einer Plage befreit, die seit über hundert Jahren die Bevölkerung heimgesucht hat. Gott sei Lob und Dank, der schreckliche Feind ist endlich aufgespürt!"

Mein Vater nahm den Fremden beiseite, der General folgte ihnen. Ich wußte, daß sie außer Hörweite gingen, weil mein Vater über meinen Fall berichten wollte, und ich bemerkte, wie sie im Verlauf des Gesprächs mehrmals kurz zu mir herübersahen.

Dann trat Papa zu mir, küßte mich immer wieder und begleitete mich schließlich hinaus.

"Es ist höchste Zeit zum Heimfahren, aber zuvor wollen wir den Geistlichen, der ganz in der Nähe wohnt, bitten, mit uns zu kommen."

Unsere Einladung wurde angenommen. Ich war unbeschreiblich müde und freute mich, wieder zu Hause zu sein. Doch die Freude wich der Bestürzung, als ich erfuhr, daß niemand etwas von Carmilla gehört hatte. Über die Bedeutung der Szene, die ich in der verfallenen Kapelle beobachtet hatte, wurde ich nicht aufgeklärt. Mein Vater war offenbar entschlossen, mir das Geheimnis vorläufig nicht zu enthüllen.

Die unerklärliche Abwesenheit Carmillas ließ mir jenen Vorfall noch schrecklicher erscheinen. Die Vorbereitungen für die kommende Nacht waren außergewöhnlich. Zwei Hausangestellte und Madame sollten in meinem Zimmer wachen, der Geistliche und mein Vater nebenan.

Der Priester zelebrierte an jenem Abend feierliche Riten, deren Sinn ich ebensowenig verstand wie die Gründe für die ungewöhnlichen Sicherheitsmaßnahmen.

Ein paar Tage später war mir alles klar.

Nach dem Verschwinden Carmillas hörten meine nächtlichen Heimsuchungen auf.

Sie haben bestimmt schon von dem gräßlichen Aberglauben gehört, der in der Steiermark, in Mähren, Schlesien, im türkischen Serbien, in Polen und sogar in Rußland grassiert, dem Aberglauben - denn so müssen wir es nennen -, daß es Vampire gibt.

Wenn man den Zeugenaussagen Wert beimessen will, die mit größter Genauigkeit und in aller Feierlichkeit vor unzähligen Kommissionen abgelegt wurden, deren Mitglieder auf Grund ihrer Integrität und Intelligenz ernannt wurden und deren Berichte wahrscheinlich umfangreicher sind, als alles, was jemals über andere Fälle veröffentlicht wurde, dann wird man schwerlich bestreiten, ja nicht einmal bezweifeln können, daß es Phänomene wie den Vampir tatsächlich gibt.

Was mich betrifft, so habe ich für meine eigenen Erlebnisse und Erfahrungen noch keine andere Erklärung finden können als diejenige, die der alte, vielfach bestätigte Volksglaube anzubieten hat.

Am folgenden Tage fand in der Kapelle zu Karnstein das vorschriftsmäßige Verfahren statt. Komteß Mircallas Grab wurde geöffnet, und als der General und mein Vater das Gesicht im Sarg erblickten, erkannten beide ihren schönen, heimtückischen Hausgast. Obwohl seit dem Begräbnis Mircallas hundertundfünfzig Jahre vergangen waren, zeigte ihr Gesicht die warmen Farben des Lebens. Die Augen standen offen, dem Sarg entströmte kein Leichengeruch. Die beiden anwesenden Ärzte - der eine war von der Kommission, der andere vom Initiator der Untersuchung zugezogen worden - machten die erstaunliche Feststellung, daß die Atmungsorgane und das Herz schwach funktionierten. Die Gliedmaßen waren biegsam, das Fleisch elastisch. Der Sarg war mit Blut gefüllt, der Körper lag sieben Zoll tief in Blut getaucht. Damit waren alle erforderlichen Beweise für einen Fall von Vampirismus erbracht. Dem alten Brauch gemäß wurde der Körper aus dem Sarg gehoben, und ein spitzer Pfahl durch das Herz des Vampirs getrieben, der im selben Moment einen gellenden Schrei ausstieß. Es klang nicht anders, als wenn ein Mensch im Todeskampf schreit. Dann wurde der Kopf abgeschlagen. Aus dem durchhackten Hals quoll ein Blutstrom. Körper und Kopf legte man auf einen Scheiterhaufen, ließ sie zu Asche verbrennen, warf diese in den Fluß und ließ sie wegschwemmen. Seitdem ist dieser Landstrich nie wieder von einem Vampir geplagt worden.

Epilog

Sie glauben sicher, daß ich bei der Niederschrift dieses Berichts völlig gefaßt war. Das trifft keineswegs zu. Ich kann nicht ohne Erregung an das Geschehene denken. Nur Ihre wiederholten dringenden Anfragen haben mich zu diesem Unterfangen bewogen, das meine Nerven auf Monate hinaus belasten wird und das von neuem etwas von jenem unsäglichen Grauen in mir wachgerufen hat, das noch Jahre nach meiner Rettung meine Tage und Nächte mit Furcht erfüllte und mir jedes Alleinsein unerträglich machte.

Lassen Sie mich noch ein paar Worte über jenen wunderlichen Baron Vordenburg sagen, dessen Vertrautheit mit einer seltsamen Überlieferung wir die Entdeckung von Komteß Karnsteins Grab zu verdanken hatten.

Er hatte Graz als Wohnsitz gewählt, lebte dort kümmerlich von dem wenigen, das ihm von den wahrhaft fürstlichen obersteirischen Besitzungen seiner Familie geblieben war, und widmete sich unermüdlich und mit größter Sorgfalt der Erforschung der erstaunlich gut belegten Geschichte des Vampirismus. Er war aufs beste vertraut mit der mehr oder weniger bekannten einschlägigen Literatur, mit *Magia Posthuma*, *Phlegon de Mirabilibus*, *Augustinus de curà pro Mortuis*, *Philosophicae et Christianae Cogitationes de Vampiris* von Johannes Christofer Herenberg, und mit Hunderten von anderen Werken, von denen mir nur einige, die er meinem Vater geliehen hatte, in Erinnerung geblieben sind. Er besaß eine umfangreiche Sammlung sämtlicher Gerichtsverfahren und hatte auf dieser Grundlage systematisch all jene Merkmale zusammengestellt, an denen Vampire grundsätzlich oder nur in besonderen Fällen zu erkennen sind. Nebenbei möchte ich erwähnen, daß die Totenblässe, die man diesen "Phantomen" zuschreibt, nichts anderes als eine melodramatische Ausschmückung ist. Tatsächlich sehen sie, ganz gleich, ob sie sich im Sarg oder unter Menschen aufhalten, wie das blühende Leben aus. Wenn man sie im geöffneten Grabe liegen sieht, stellt man an ihnen alle jene Symptome fest, die in unserem Falle den Beweis dafür lieferten, daß die seit langem verstorbene Komteß Karnstein ein Vampir war.

Wie es ihnen möglich ist, ihre Gräber zu verlassen und täglich zu bestimmten Zeiten dorthin zurückzukehren, ohne das Erdreich aufzuwühlen oder den Zustand des Sarges und der Leichengewänder zu verändern, ist zugegebenermaßen bis heute völlig unerklärlich geblieben. Die amphibische Existenz des Vampirs ist durch den täglichen Grabesschlummer gewährleistet. Die Energiequelle seiner Existenz nach dem Erwachen ist seine entsetzliche Gier nach warmem Blut. Vampire fühlen sich häufig mit einer der Liebesleidenschaft ähnlichen Heftigkeit von bestimmten Menschen fasziniert. Dann verfolgen sie ihr Ziel mit unerschöpflicher Geduld und List, denn oft stellen sich ihnen zahlreiche Hindernisse in den Weg. Sie geben nie auf, bevor sie nicht ihre Leidenschaft gestillt und ihrem Opfer den letzten Blutstropfen aus den Adern gesaugt haben. In solchen Fällen genießen und verlängern sie mit der Raffinesse eines Epikureers ihr mörderisches Vergnügen und erhöhen es dadurch, daß sie alle Stadien einer klug durchdachten Werbung durchlaufen. Dabei sehnen sie sich sogar nach einer Art Sympathie oder Zustimmung. Gewöhnlich aber gehen sie ihr Opfer ohne Umschweife an und oft überwältigen, würgen und vernichten sie es in einem einzigen Bluttausch.

In manchen Fällen scheint der Vampir besonderen Bedingungen unterworfen zu sein. Bei Mircalla war es die Bindung an einen bestimmten Namen, der, wen er schon nicht ihr ursprünglicher war, doch sämtliche Buchstaben, aus denen dieser bestand, enthalten mußte.

Carmilla war ein solches Anagramm, Millarca ebenfalls.

Mein Vater erzählte dem Baron Vordenburg, der nach dem gewaltsamen Ende Carmillas einige Wochen lang unser Gast war, die Geschichte von dem mährischen Edelmann und dem Vampir auf dem Friedhof von Karnstein. Dann fragte er ihn, wie er die genaue Stelle ermittelt habe, an der sich Komteß Karnsteins Grab befand. Da erschien auf den grotesken Zügen des Barons ein geheimnisvolles Lächeln, er senkte den Kopf und spielte eine Zeitlang mit seinem abgegriffenen Brillenetui. Aufblickend sagte er dann:

"In meinem Besitz befinden sich viele Tagebücher und andere Aufzeichnungen dieses interessanten Mannes. Am seltsamsten ist sein Bericht über den Besuch in Karnstein, von dem Sie gerade erzählt haben. Man könnte den Herrn zwar insofern als einen mährischen Edelmann bezeichnen, als er seinen Wohnsitz nach Mähren verlegt hatte und von Adel war, in Wirklichkeit aber stammte er aus der Obersteiermark. Es mag genügen, wenn ich Ihnen sage, daß er in sehr jungen Jahren ein leidenschaftlicher und aussichtsreicher Verehrer der schönen Mircalla Karnstein war und daß ihr früher Tod ihn in abgrundtiefe Verzweiflung stürzte.

Es ist erwiesen, daß die Anzahl der Vampire sich ständig vergrößert und vervielfacht; die Gesetzmäßigkeit dieses Vorganges ist gespenstisch. Nehmen wir einmal an, ein bestimmter Landstrich sei völlig frei von dieser Plage. Wie also kann dort das Unwesen beginnen, wie sich ausbreiten? Vielleicht nimmt ein mehr oder weniger sündiger Mensch sich eines Tages das Leben. Aus einem Selbstmörder kann unter bestimmten Voraussetzungen ein Vampir werden. Dieser sucht schlafende Menschen heim. Sie sterben und entwickeln sich dann im Grabe fast ausnahmslos ebenfalls zu Vampiren. Das geschah mit der schönen Mircalla, nachdem sie das Opfer eines jener Ungeheuer geworden war. Mein Vorfahr Vordenburg, dessen Titel ich noch trage, entdeckte kurz darauf diesen Sachverhalt und widmete sich fortan dem Studium des Vampirismus. Unter anderem kam er zu dem Schluß, daß man die tote Komteß, die einst sein Idol gewesen war, mit großer Wahrscheinlichkeit früher oder später verdächtigen würde. Ganz gleich, was aus ihr geworden war - der Gedanke, ihre sterblichen Überreste könnten eines Tages durch die Ungeheuerlichkeit einer posthumen Hinrichtung entweiht werden, erfüllte ihn mit Entsetzen. Er hat eine wunderliche Abhandlung hinterlassen, die beweisen soll, daß Vampire nach der gewaltsamen Beendigung ihrer amphibischen Existenz in einen noch viel schrecklicheren Zustand versetzt werden. Jedenfalls beschloß er, Mircalla, seine einstige Liebe, vor diesem Schicksal zu bewahren.

Er konzipierte einen Plan, wie er nach Karnstein reisen, ihre sterblichen Überreste angeblich entfernen und ihr Grabmal für immer unauffindbar machen könnte. Als er ein alter Mann geworden war und über den Abgrund der Jahre hinweg an jene Vorfälle zurückdachte, sah er das, was er getan hatte, in einem anderen Licht, und nun ergriff ihn ein furchtbarer Schrecken. Er fertigte die Skizzen an, die mich zur richtigen Stelle geführt haben, und legte ein schriftliches Geständnis seines Täuschungsmanövers ab. Möglicherweise hatte er die Absicht, in dieser Angelegenheit noch mehr zu unternehmen, aber der Tod kam ihm zuvor. Und so blieb es einem seiner späten Nachfahren vorbehalten, die Ruhestätte des Scheusals zu entdecken."

Im weiteren Verlauf des Gespräches erklärte er uns unter anderem folgendes:

"Ein Kennzeichen des Vampirs sind die ungewöhnlich kräftigen Hände. Mircallas schlanke Finger schlossen sich wie ein Schraubstock um das Handgelenk des Generals, als dieser die Axt zum Schlag hob. Die ungeheure Wirkung eines solchen Griffes reicht aber noch weiter: Die Stelle des Körpers, an der der Vampir zugepackt hat, wird gefühllos, und diese Starre löst sich nur sehr langsam, wenn überhaupt."

Im nächsten Frühjahr nahm mich mein Vater auf eine Italienreise mit. Wir blieben über ein Jahr fort. Es dauerte lange, bis die Erinnerung an das Geschehene etwas von ihrem Schrecken verlor. Aber bis zum heutigen Tage habe ich Carmilla und ihre zwei Gesichter immer wieder vor mir gesehen: manchmal das verspielte, träge, schöne junge Mädchen, manchmal den sich windenden Unhold aus der verfallenen Kapelle. Und oft, wenn ich in Gedanken versunken war, bin ich hochgeschreckt, und es war mir, als hörte ich an der Wohnzimmertür Carmillas leichten Schritt.

- Ende -